
LINKSKURVE

1. Jahrgang / Nummer 5 / Dezember 1929

DIE LAWINE**PAUL BRAUN**

Die kapitalistische Welt steht am Vorabend gewaltiger sozialer und politischer Erschütterungen. An zwei der brüchigsten Stellen der kapitalistischen Weltfront, in Oesterreich und Polen, haben sich im sozialen Gefüge abgründige Spalten aufgetan, hat die Zuspitzung der Klassengegensätze revolutionäre Krisen heraufbeschworen.

Oesterreich und Polen sind die Länder, in denen der Kapitalismus ökonomisch und sozial am stärksten zersetzt, in seiner politischen Herrschaft am schwersten bedroht ist. Polen und Oesterreich sind in Europa die wichtigsten Knotenpunkte der imperialistischen Kriegsfronten: Polen als „Vorposten der Zivilisation gegen die bolschewistische Barbarei“, wie es der französische Sozialdemokrat Paul Boncour mit der ihm eigenen zynisch-aphoristischen Würze formulierte, Oesterreich als strategisches Aufmarschgebiet für den Kreuzzug gegen die Sowjetunion, als Kriegsschauplatz für die unvermeidliche neue Auseinandersetzung um die Hegemonie in Europa, als erste Reserve für den deutschen Imperialismus, der nur auf die weltpolitisch günstige Situation wartet, um seine Anschlußpläne zu verwirklichen.

Die historische Verkettung der inneren Zersetzung des Kapitalismus in Polen und Oesterreich mit der besonderen internationalen Stellung dieser Länder als Anhängsel der kapitalistischen Großmächte und wichtige Kettenglieder der imperialistischen Kriegsfront ist die Wurzel der faschistischen Diktatur.

Die Entwicklung der Ereignisse in Oesterreich hat in den letzten Tagen eine bedeutsame Wendung genommen. Die Sozialdemokraten haben sich mit der Schober-Regierung über die Diktaturverfassung geeinigt, sie heben mit eigenen Händen die faschistische Diktatur aus der Taufe, sie führen den vernichtenden Henkerstreich gegen das revolutionäre österreichische Proletariat, das sich mit elementarer Energie, mit wahrhaftem Heroismus gegen den reaktionären Block des Unternehmertums, der faschistischen Landsknechte, des mit dem Blute der Opfer des 15. Juli besudelten Schober und seiner sozialfaschistischen Likatoren zur Wehr setzt. Die Dialektik der Geschichte bringt es mit sich, daß die Musterpartei der II. Internationale sich verwandelt hat in die klassische Partei des Sozialfaschismus in seiner reifsten und brutalsten Form.

Diese Wendung ist nicht ohne Zutun des kapitalistischen Auslands, nach dessen Börsen die österreichische Bourgeoisie verlangend die Hände ausstreckt, nicht ohne Zutun der englischen [2:] sogenannten Arbeiterregierung eingetreten. „Ruhe und Ordnung“ – die Ruhe des Friedhofs und die Ordnung des Zuchthauses –, das ist die Losung der Londoner City, die heute weniger denn je Anlaß zu gewagten Spekulationen hat, und Herr Henderson, der ehrenwerte Minister der Regierung Seiner Majestät, machte sich bereitwillig zum Sprachrohr für die Wünsche der englischen Bankiers.

Oesterreich, das seit dem Zusammenbruch des alten feudalen „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ stets ein Spielball in der Hand der Hauptakteure des weltpolitischen Dramas war, sank in die Krie vor dem Machtwort aus der Metropole der alten Welt. Unter der mütterlich würgenden Hand des großen englischen Bruders und unter dem Segen der II. Internationale vollzog sich in Oesterreich der offene und bewußte Uebergang der Sozialdemokratie in das Lager des Faschismus, die Verständigung über die gemeinsame Aufrichtung der faschistischen Diktatur.

Steht in Oesterreich die Herrschaft des Faschismus am Anfang ihrer Entwicklung, so schreitet Pilsudski in Polen, nach dem Vorbild Mussolinis, mit aktiver Hilfe der polnischen Sozialfaschisten zur Krönung der Diktatur durch die radikale Beseitigung der letzten kläglichen Ueberreste der demokratisch-parlamentarischen Fassade, welche die brutale Fratze der nackten Gewalt nur noch notdürftig vor den Augen der Massen verhüllte. Aber alle Krafttiraden Pilsudskis können nicht darüber hinwegtäuschen, daß die faschistische Diktatur sich in einer schweren politischen Krise befindet, die, verschärft durch den fortschreitenden Zerfall des Wirtschaftslebens, in eine revolutionäre Krise überzugehen beginnt. Die allgemeine ökonomische Krise treibt alle inneren Gegensätze auf die Spitze

und droht, das widerspruchsvolle Gebäude des polnischen Staates aus den Angeln zu heben. Der Konflikt zwischen dem Schattenparlament und Piłsudski ist nur ein Symptom der politischen Krise der Piłsudski-Diktatur. Die unvermeidliche Verschärfung dieser Krise zwingt den polnischen Imperialismus immer nachdrücklicher auf den Weg des Krieges als einzigen Ausweg aus den wachsenden inneren Widersprüchen.

Die Kommunalwahlen in Deutschland, vor allem in Berlin, haben die Polarisierung der feindlichen Klassenkräfte im Verlauf des Prozesses der Zersetzung des „stabilisierten“ Kapitalismus eindeutig gezeigt. Das vorübergehende Erstarken des nationalsozialistischen Flügels des Faschismus ist nur die Kehrseite des ständig und in beschleunigtem Tempo fortschreitenden Anwachsens des Einflusses der Kommunistischen Partei. Es handelt sich um zwei Seiten eines Prozesses, der die rasche Zuspitzung der Klassengegensätze in Deutschland anzeigt.

Dieselbe Polarisierung der Klassenfronten tritt in der ganzen kapitalistischen Welt in Erscheinung. Das Auftrumpfen des Faschismus ist nur die Kehrseite des revolutionären Aufschwungs, [3:] der kräftig und verheißungsvoll eingesetzt hat. Die Lawine der sozialen Revolution hängt drohend über dem Haupte der vom Tode gezeichneten kapitalistischen Ordnung. In Oesterreich und Polen, in China und Indien kündigt sie sich bereits an mit grollendem Donner. Und wenn sie erst ins Rollen gerät, wird sie das en Babel unbarmherzig vom Antlitz der Erde vertilgen!

*

ZWEI JAHRE

KURT KLÄBER

Zwei Jahre organisierte proletarisch-revolutionäre Literatur! 300 im Proletariat verwurzelte Schriftsteller in einem Bund zusammengeschlossen, ein Stoßtrupp, angesetzt auf das Ziel: Kampf und Agitation für die proletarisch-revolutionäre Literatur.

Es hat ärmlich begonnen. Die Literatur war zuerst auch arm. Manifeste, Wortfetzen, herausgeschleuderte Schreie. Pathos. Daneben die sozialdemokratische „Arbeiterdichtung“.

Bürgerliche Literatur, Literatur von Mitläufern, die bedrohlich nahe kamen. Literaturthesen, die Verwirrung brachten. Zu starke Anlehnung an Vorhandenes. Wenig Kontakt mit der Masse, mit dem Betrieb, mit der Straße.

Bis sich die proletarisch-revolutionäre Literatur zugleich in Deutschland und in Rußland befestigte. Bis aus den Wortfetzen eine Theorie wurde. Bis die ersten proletarischen Romane entstanden, Hunderte von Gedichten, Dramen. Bis manifestiert wurde: jede Klasse hat ihre Literatur, und die Literatur der Arbeiterklasse wächst, breitet sich aus, stößt vor wie die Arbeiterklasse selber.

Aus den Betrieben kam der stärkste Zustrom: Arbeiterkorrespondenten. Genossen, die eben noch am Schraubstock standen. Dort, wo notwendigerweise die Literatur der Arbeiterklasse geboren wird.

Es wurde eine gröbere Literatur als die bisherige. Eine härtere, eine festere. Pathos wurde Takt. Gesang wurde Marschrhythmus. Maschine kam hinein. Streiklosungen. Härter, wuchtiger als früher. Aufstand.

Auch die Theorie verstärkte sich. Jedes Wort hat erst Bedeutung, wenn es sich einreihet in die Parole Klassenkampf. Jeder Vers, jede Zeile, jeder Satz muß Aufruhr, Agitation, Protest sein. Jede hinausgeschleuderte Forderung Kampf, Kampf und wieder Kampf.

Natürlich wurde durch diese Wendung auch viel abgestreift. Die Mitläufer verließen von selber die Front. Allerdings, der Angriff von dieser Seite wurde stärker. „Parteischriftsteller“, kommunistische Literatur-Bolschewisten hieß es, schärfste Abkehr von unserer Literatur wurde propagiert.

Schwächen von uns benutzte man zu gleicher Zeit zu Angriffen gegen „proletarische Courths-Mahleri“, „Tendenz-Schriftsteller“, „schlechteste Talmi-Kunst“. Als ob die bürgerliche Literatur, als sie 1848 begann, nicht dreifach schlechter gewesen wäre, als ob wir nicht schon in unseren Anfängen hundertprozentig bessere Leistungen hätten als sie sie 1870, 1875 und 1880 hatte. Als

[4:] ob es, besonders in Rußland und Deutschland, nicht schon Spitzenleistungen unserer Literatur gäbe.

Aber warum überhaupt Verteidigung nach dieser Seite? Unsere Front muß noch breiter und geschlossener auf die Arbeiterschaft, auf die Masse gerichtet werden. Nicht der Bürger muß wissen, daß da eine Literatur anrückt, die der seinen gefährlich werden könnte; die Masse muß wissen, daß in ihr eigene Literatur aufbrodelt, daß alles, was seit zwei Jahren organisiert neben ihr marschiert, ihre Literatur ist, daß alles, was da an Versen, Gedichten und Skizzen hingehauen, herausgeschleudert wurde, aus ihrer Mitte kam. Ihre Worte sind ihre Sehnsüchte, ihre Ziele ihre Losungen!

Spürt sie es bereits? Bestimmt!

In diesen beiden Jahren war es uns möglich, nicht nur in die Betriebe vorzustoßen. Auch in die Zellen, in die äußersten Spitzen, in die Vorhuten des Proletariats.

In diesen beiden Jahren war es möglich, nicht nur mit dem Proletariat Schritt zu halten. Es war möglich, sich immer wieder mit ihm zu mischen, sich mit ihm einzustellen, die Richtung einzuhalten, die neuen Forderungen genau so zur These, zum Gedicht, zur Losung zu erheben wie die früheren.

Ja, der proletarische Schriftsteller hat das: „Krieg dem imperialistischen Kriege!“ genau so laut und dröhnend hinausgeschleudert wie die Millionenmasse der Werktätigen der ganzen Welt. Er stand in der ersten Reihe der Abwehrfront für die Sowjetunion. Er trat für Sacco und Vanzetti ein. Er war in allen Betriebsversammlungen, stand in allen Wirtschaftskämpfen, in allen Streikbewegungen und hat die Parolen – gegen den Schlichtungsschwindel, gegen den Sozialfaschismus, gegen die Militarisierung der Betriebe, gegen den Young-Plan, gegen den Abbau der Erwerbslosenunterstützung, gegen die Kulturreaktion – zu seinen Parolen gemacht. Er ist immer stärker vom proletarischen Schriftsteller zum revolutionären, zum politischen Schriftsteller geworden.

Die Masse spürt es bestimmt! Es ist heute keine Seltenheit mehr, daß sie sich mit ihm solidarisiert. Daß sie geschlossen für jeden proletarischen Schriftsteller eintritt, der vor die bürgerlichen Gerichte kommt, und den die Republik wegen Landes- oder Hochverrats in Festungen und Gefängnisse wirft.

Sie liest ihn auch mehr. Sie läßt ihn in ihre Betriebsversammlungen kommen. Sie debattiert über ihn. Sie sagt ihm ihre Meinung. Es ist noch nicht die Mischung zwischen Proletariat und proletarischen Schriftstellern wie in Rußland, aber es ist ein Anfang dazu, und ein Anfang, der voller Hoffnungen ist.

Auch die proletarische Jugend solidarisiert sich mit ihm. Sie spürt, daß da ihre Verse gesprochen werden. Sie spürt, daß Tag für Tag eine geschlossene Front von proletarischen Schriftstellern mit ihr durch die Straße marschiert. Sie singen ihre Verse, sie tragen sie weiter. Sie machen sie zu ihren Losungen, wie die proletarischen Schriftsteller die ihrigen zu ihren Losungen gemacht haben.

Waren die zwei Jahre also unnütz?

War das Zusammenschließen zu einer Front ein Fehlschlag?

Nein.

Dreihundert organisierte proletarische Schriftsteller. Eine proletarische Bücherreihe. Eine Flut von Reportagen, Geschichten, Skizzen, Gedichten. Eine noch größere Flut von Betriebsberichten, Arbeiterkorrespondenzen, Protesten, Forderungen, Anklagen! Fünf Hefte „Linkskurve“, jede in einer Auflage von 15.000 Exemplaren unter den Massen verbreitet. Ist das nichts?

Vorwärts, Genossen! Noch konzentrierter den Marsch auf den Betrieb. Noch konzentrierter den Marsch mit den Massen. Noch geschlossener die Loslösung von den Mitläufern.

Für unsere Literatur. Für die proletarisch-revolutionäre Literatur, für die proletarische Literatur der Sowjetunion, für die Literatur des revolutionären Proletariats!

*

[5:]

DIE BUNTE WELT DES GENOSSEN BARBUSSE

ANDOR GABOR

Bei Gelegenheit einer längeren Eisenbahnfahrt, wo man viel Lesestoff verzehrt, kaufte ich mir die Zeitschrift „Monde“, die in Paris Genosse Barbusse redigiert. Nicht er allein. Ihm zur Seite stehen Einstein, Gorki, Upton Sinclair, Ugarte, Unamuno, Morhardt, Leon Werth. Von den guten Namen verleitet, las ich die Zeitschrift gespannt, und nachdem ich sie gelesen habe, möchte ich auch den Genossen Barbusse darum ersuchen. Er soll die eigene Zeitschrift lesen; denn eine Erklärung von ihm wäre sehr erwünscht, ob er sich mit allem, was im „Monde“ in höchst modernem Druck erscheint, identifiziert oder nicht.

Den höchst modernen Druck erwähne ich darum, weil ich eingestehen muß: wenn ich eine Zeitschrift sehe, in der die Buchstaben revolutioniert sind, die Namen der Autoren statt horizontal vertikal gedruckt sind, in der in der Überschrift statt Henri Barbusse henri barbusse steht, dann befürchte ich, daß das, was hinter den revolutionären Buchstaben steckt, viel weniger revolutionär ist.

„Wer Vieles bringt, wird Jedem etwas bringen.“ Im Monde (gleich Welt) des Genossen Barbusse wird vieles, sehr vieles gebracht, ganz abgesehen davon, wes Geistes Kind das viele ist. Hier wird alles gebracht, was nicht zu bringen eine Hauptaufgabe einer von Barbusse redigierten Zeitschrift sein sollte.

Wie ich diese bunte Welt durchblättere, sticht mir unter den buntesten Buntheiten folgendes in die Augen: „Die wissenschaftliche Krise des Sozialismus“. Ich glaubte, einer von den vielen eingeladenen Gästen des „Monde“ behauptet, daß eine wissenschaftliche Krise des Sozialismus da sei, und „Monde“ erkläre ihm, wie die Sache eigentlich steht. Daß nämlich der wissenschaftliche Sozialismus seit Marx, Engels und Lenin in bester Ordnung ist, daß es aber Klassenfeinde des Proletariats gibt, Bürgerliche und auch Abarten von sogenannten Sozialisten, die ihren Angriff gegen das Proletariat immer wieder in die Behauptung ver mummen, daß der Marxismus in eine Krise geraten und „ein bißchen zu korrigieren“ sei.

Aber nein, nicht die Feinde des Proletariats sind der Meinung, daß der wissenschaftliche Sozialismus eine Krise durchlebt, sondern der „Monde“ des Genossen Barbusse selbst. Denn er veranstaltet eine Rundfrage, in der Fachleute aufmarschieren und diese Krise klären sollen. Aus der ersten Ankündigung fallen mir sofort die ersten drei zum Krankenbett gerufenen Professoren auf. Das sind – für den Monat November – Hendrik de Man, Emile Vandervelde und Karl Renner. Ist es notwendig, zu erklären, wer diese Herrschaften, diese Leuchten der marxistischen Wissenschaft sind? Hendrik de Man, ein belgischer Sozialist, demgegenüber Eugen Dühring als orthodoxer Marxist gelten kann, schrieb mehrere Bücher. Das letzte trägt den stolzen Titel: „Jenseits des Marxismus.“ Da ist wieder einmal einer, der den Marxismus überwunden hat. Er ist darüber hinweg. Jenseits.

Emile Vandervelde hat sich als Weltkriegsaußenminister Belgiens über seinen Platz in der Front der Klassen hinreichend legitimiert. Auch Karl Renner, der österreichische Kanzler aus der Zeit, zu der die proletarische Revolution in seinem Lande abgewürgt wurde, hat sich längst auf die Seite unseres Klassenfeindes geschlagen.

Aber auch andere will „Monde“ über diese Krise, die ihm sehr wichtig erscheint, befragen. „Rechte und linke Sozialisten.“ Wer sind die? „Leon Blum, Bracke, Zyromsky, Renaudel, Longuet.“ Kommunisten nicht? Doch. Es folgen: „Ch. Rappoport, Renaud Jean, Bucharin, Rjasanow, Wolin, Klara Zetkin, Palme Dutt“ und mit einem bescheidenen Semikolon von ihnen getrennt „Leo Trotzki, Heinrich Brandler, August Thalheimer, Henriette Roland-Holst, Max Eastman etc. ...“

Hier muß man auch auf die Schriftzeichen genau achten. Der Satz endet mit Etcetera und drei Punkten. Es soll also noch weiter gehen. Wir sind [6:] aber der Meinung, daß das reichlich genug ist und

keinesfalls noch weiter gehen darf. Denn es könnte uns gerade noch fehlen, daß wir Tribünen bauen, um Politiker, Redner und Schriftsteller, die der revolutionäre Klassenkampf auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen hat, einzuladen, die ideologische Klärung, die in den letzten zehn Jahren von der Arbeiterbewegung erreicht wurde, in schillernde Scherben zu schlagen. Wir können uns gar nicht vorstellen, daß Genosse Barbusse wirklich die Mission hätte, als Feigenblatt für Vandervelde und Renner zu dienen.

* * *

Trotzdem die „Linkskurve“ einen literarischen Einschlag hat, traten wir bis jetzt von der politischen Seite an den „Monde“ heran. Selbstverständlich entspricht der literarische, künstlerische, wissenschaftliche, wirtschaftliche und gesellschaftliche Inhalt des „Monde“ – das sind nach dem Titelblatt die Gebiete, die er bearbeitet – diesem haarsträubenden politischen Kauderwelsch. Ein Tohuwabohu von Gedanken, die meist keine sind. Darunter vielleicht, jedes halbe Jahr einmal, ein richtiger. In diesem Durcheinander kann von Prinzipien überhaupt keine Rede sein.

Betrachten wir jetzt ein bißchen die Literatur. Hier geht es am lustigsten zu. Da darf man doch eigentlich alles sagen. Zum Beispiel Ernst Gläser (wir sind leider gezwungen, aus dem Französischen zurückzuübersetzen): „Die Kunst darf nicht haltmachen vor dem Disziplinbruch gegen eine Partei, vor den Tendenzen einer lebendigen Gruppe ...“

Das ist noch ein bißchen unklar. Es wird aber klarer: „Sie darf nicht haltmachen vor den Losungen einer Gesellschaftstheorie, wie das die offiziellen Revolutionäre von uns verlangen ...“

Und noch klarer: „Die Kunst muß einfach darstellen, was ist, ohne Rücksicht auf das Ziel, ohne Rücksicht auf die Einstellung oder die Sympathien des Schriftstellers.“

Und am klarsten: „Der Kapitalismus und der Kommunismus haben die gleiche Dimension: den einen durch den andern ersetzend, haben wir nicht die Dinge selbst verändert, sondern bloß die Aufschrift gewechselt.“

Das ist eine hübsche Formulierung, die unpolitisch erscheinen will, aber doch ein wenig politisch und zwar faschistisch ist. Wir suchen die Bemerkung, die besagt, daß die Redaktion des „Monde“ damit nicht einverstanden ist. Wir finden sie nicht. Sie ist eben einverstanden, diese Redaktion, darunter auch Genosse Gorki und an der Spitze Genosse Barbusse. Wenigstens entsteht der Eindruck. Das bedeutet aber, daß der Name des Genossen Barbusse Schild für dieses groß- und kleinbürgerliche Aquarium ist, in dem in einer trüben und gar nicht mehr rosaroten Tunke Fische, Frösche und Muscheln schlimmster Sorte schwimmen. Mit einem andern Bilde: dieser Kindergarten von wirren Intellektuellen, in dem Genosse Barbusse den Hortner abgeben soll, spielt ganz überflüssige, sogar gefährliche Spiele.

Wir müssen endlich einmal die Frage aufwerfen, was es bedeutet, kleinbürgerliche Massen zu führen. Bedeutet es, daß Genosse Barbusse, Genosse Gorki und andere Genossen, die den richtigen Weg kennen oder mindestens zu kennen hätten, den Kleinbürgern diesen richtigen Weg zeigen, oder daß sie sich von jedem wildgewordenen Spießer beschwatzen und kreuz oder quer zerren lassen sollen?

Vom Standpunkt des revolutionären Klassenkampfes, der die radikalen Schichten zum dialektischen Materialismus, zum Gedanken der proletarischen Revolution führen will, ist „Monde“ eine ausgesprochene Pleite. Durch den Namen des Genossen Barbusse und durch die Weltverbreitung der französischen Sprache reichen die Verwirrungen, die „Monde“ anrichtet, weit über die Grenzen Frankreichs hinaus. Es wurde ein Tanzboden geschaffen für alle Salonsozialisten der Welt, die sich noch immer revolutionär nennen. An die Tür dieses gar nicht mehr fragwürdigen Lokals hat man Barbusse gestellt, der zum Mittanzen einlädt.

Nein, da spazieren wir nicht hinein. Und wir warnen auch andere.

*

Sie lehrten mich, ich soll dich lieben, Amerika!
Wer aber ist dieses Land?
Auf meiner Wanderung zwischen den Meeren sah ich nicht eine Nation,
Sah hundertundzwanzig Millionen!
Sie hassen einander,
Vernichten einander
Im Kampf um das Geld!

Amerika ist nicht einer.
Amerika sind viele.
Da erschlägt der weiße Mann bei lebendigem Leibe den Neger,
Reiche Fabrikherren versklaven sich kleine Kinder,
Bewaffnete Heere schießen Bergleute nieder,
Bewaffnete Heere schießen auf arme Weber.
Ein Land voller Feinde ist es.

Ich sah die Sonne wandern über die Rockyberge
Und sah die Weizenfelder in der Ebene sich wiegen.
Millionen amerikanischer Blumen sah ich blühen
Und hörte den Vogelgesang über dem Land.
Es ist eine reiche und schöne Erde, und ich,
Ein Arbeiter, liebe sie.
Wie aber soll ich den lieben, der den Arbeiter tötet?

Deinen Geldgott, Amerika, ich verehere ihn nicht –
Dieses Ungetüm mit dem Herzen eines Automobils
Und dem Gehirn einer leeren Hollywood-Geste.
Seine Städte sind Alpdruck von Maschinen.
Sein Kirchengesang sind Pelzkleider und seidene Socken,
Seine Anbeter sterben vor Ueberreizung des Magens,
Seine Opfer sterben vor Hunger.

Wer tötete Sacco und Vanzetti?
Nicht die Ufer des Mississippi!
Wer erpreßte das Gold der ganzen Welt?
Nicht die Gebirge von Alleghenny!
Wer versklavte die Werktätigen der Erde um des Profits willen?
Nicht die Felder sind es und Fluren Amerikas!

Es ist eine starke und schöne Erde,
Aber der Welthaß ist ihr Tyrann.
Europa und Asien rüsten zum Krieg,
Und mit ihm kommen Zusammenbruch, Niederlage und Kummer
Für dich, du fettes Amerika.
Dann aber wird Lenin über den 120 Millionen erscheinen.
Ob früher oder später,
Ob heute oder morgen,
Er kommt, er kommt, Lenin,
Lenin!

Aus der Asche wirst du dich erheben, mein Land Amerika.
Aufstehen wird das Amerika der Arbeiter und Bauern.

*

An einem Aprilabend führen wir hinaus nach der Wladimirskoje-Chaussee, weit draußen an der süd-östlichen Peripherie von Moskau, wo die Metallarbeiter der Fabrik „Serp i Molot“ (Sichel und Hammer) in Anwesenheit von Mitgliedern der literarischen Sektion der Kommunistischen Akademie unsere Bücher kritisieren sollten. Darauf waren wir neugierig, weil es doch in Deutschland nicht zu den alltäglichen Ereignissen gehört, daß Schriftsteller in Betriebsversammlungen den Arbeiterlesern Rede und Antwort stehen. Aber in der Sowjetunion enthält sogar jedes Buch auf der letzten Seite die Aufforderung, Leserurteile an den Verlag einzusenden.

Im Schein der Bogenlampen fliegen niedrige hölzerne Vorstadthäuser und Fabriken an uns vorbei. In einem offenen Hof vor einem hellerleuchteten Holzgebäude machen wir Halt. Im großen Klubsaal der Fabrik begrüßt der Vorsitzende, der neben seiner Arbeitslast als Betriebsrat eines Werkes von 4500 Arbeitern noch Zeit fand, den Literaturzirkel der Belegschaft zu leiten, uns und die roten Professoren. Wladimir Fritsche, der leider kürzlich gestorben ist, und drei von uns werden in das Ehrenpräsidium gewählt. Etwas befangen lassen wir uns auf der kleinen Bühne nieder.

Zweihundert Genossen sitzen vor uns. Wir sind gespannt: heute hat der Arbeiterleser das Wort zur Kritik!

Der junge Professor Amissinoff bespricht Lorbeers Novellenbuch und Kläbers „Passagiere der III. Klasse“. Dann nimmt sich Genossin Saprowskaja die „Brennende Ruhr“ vor.

Als Beginn der Diskussion stellt eine junge Arbeiterin, die Bibliothekarin der Belegschaft, zahlenmäßig fest, wie oft unsere Bücher entliehen wurden.

Ein Dreher spricht über Lorbeers Novellen: „... Das sind noch keine lebenden Menschen. Seht euch doch die Gestalten bei Panferow, Serafimowitsch und Radionow an. Die sind nachgezeichnet und nicht erfunden.“ „Und in der ‚Brennenden Ruhr‘?“ fährt ein anderer dazwischen. „Ist zum Beispiel die Gisela Zenk eine Frau aus Fleisch und Blut? Nein, die ist zu flüchtig gezeichnet – wie aus einer Kolportage.“

Eine Rednerin kann sich mit Kläbers „Passagieren“ nicht befreunden: „... Warum stellen eigentlich die Kerle auf dem Dampfer das Geschlechtliche immer in den Mittelpunkt? Haben denn die Männer keinen anderen Gedanken, als den Frauen nachzusteigen? Die ‚Barrikaden an der Ruhr‘, ja, das ist was anderes. Das haben wir hier auch mitgemacht ...“

Dann kommt ein Metallschmelzer auf die Bühne. Man merkt ihm an, daß er nicht gewöhnt ist, über literarische Themen zu sprechen. Beim Reden hat er seine schweren schwarzen Fäuste wie ein paar Tintenfüßler vor sich auf das Pult gebaut. „... Ihr macht Fehler. Ihr seid noch am Anfang. Aber ihr werdet weiterkommen. Ihr gehört zu uns. Das ist doch was anderes als die Halbstarken. Komische Kritik bei euch, wo so ein Buch von Oscar Maria Graf ‚Wir sind Gefangene‘ als links bezeichnet wird. Ein schöner Revolutionsheld! Der geht mit seinem Liebchen Sekt saufen und läßt andere für sich kämpfen ...“

Ein junger Transportarbeiter lehnt Jean Toussels Arbeiten als kleinbürgerlich ab. Und noch eine ganze Reihe von Genossen reden sich ihre Meinung vom Herzen. Inzwischen werden uns dauernd Zettel heraufgereicht. Ein Brief kommt von einer Komsomolzin. Was stand darin?

„Teure Genossen! Ich begrüße Euch im roten Vaterland der Werktätigen. Wir lesen Eure Bücher gern, denn wir sehen gespannt auf die Entwicklung der revolutionären Bewegung bei Euch. Auch mit der Feder helft Ihr, die Sowjetunion zu verteidigen ...“

Die Zeit ist vorgerückt und morgen muß man wieder arbeiten. Genosse Fritsche übersetzt unsere Abschiedsworte: „Der Weg der Imperialisten zur Sowjetunion führt durch Deutschland, aber er führt nur über die Leichen des klassenbewußten Proletariats.“ Stürmisch drücken uns die Genossen zum Abschied die Hände.

[9:] Draußen hat es zu schneien begonnen. Wir wickeln uns fest in unsere Mäntel. ,Drüben glühen die Oefen, schwitzen die Arbeiter der Nachtschicht – Fünfjahrplan, Arbeit an der Wirtschaftsfront! Im Klubhaus sind auch noch alle Fenster hell, neben dem Literaturzirkel tagen die Gottlosenzone, ein leninistischer Kursus, und der Musikklub übt für ein größeres Theaterstück – Arbeit an der Kulturfront!

Das Auto bremst plötzlich vor einer langen Wagenkolonne. Aus Nacht und Flockengeriesel tauchen Pferdehälse, Rotarmistenhelme, mattschimmernde Geschützläufe auf. Sowjetartillerie, die zur Nachtübung fährt.

*

DER MORD

KURT STEFFEN

Sonntags in früher Morgenstunde herrschte bei Burghard, dem Gemeindevorsteher von Mellentin, reges Treiben. Förster, Gutsbesitzer und Lehrer saßen im verqualmten Arbeitszimmer, während Burghard am Schreibtisch einzelne Bauern vernahm, um die Geschichte aufzuklären. Nachts hatte eine Schießerei stattgefunden, morgens entdeckten Bauern auf der Chaussee Blutlachen. Männer und Weiber tauschten vorm Hause Burghards Vermutungen aus.

„Geberts Sohn ist seit gestern abend verschwunden.“ Rosa, des Pfarrers Magd, seufzte.

„Es ist ein schweres Verbrechen, wir hatten Neumond,“ erwiderte eine ältere Bäuerin.

Der Gemeindevorsteher war sehr nervös.

„Wo Blut liegt, liegt die Leiche,“ der Gutsbesitzer zog die Stirn kraus.

Die Bauern riefen von draußen nach Burghard.

„Unsere Leute werden abgeschlachtet, macht die Untersuchung Fortschritte?“ Bauer Kern, rund und klein, reckte den Hals.

Burghard öffnete das Fenster. „Wer ist abgeschlachtet?“

„Dir gegenüber fehlt ein junger Mensch im Hause!“ Die Papke hob eine Mistgabel, sie meinte Geberts Sohn; ihre kürbishaften Brüste wackelten. Geberts Tochter schluchzte neben ihr, halb angezogen stand sie im weißen Unterkleid.

„Sühne für den Mord!“ Luis, ein junger Bursche, hatte dem Ermordeten abends zuvor fünf Mark geborgt.

Mutter Grebuch, die jeder achtete, kam gehumpelt. Sie legte Karten, deutete Handlinien, aus gerupftem Gras weissagte sie den Mädchen den Zeitpunkt der Heirat, sie betete Kranke gesund und besprach das Vieh.

„Was führt dich her, Mutter Grebuch?“ Burghard schob ihr den Sessel hin, sie duftete nach Ameisenspiritus.

Die Alte hustete, an der breiten Nase schaukelte ein Wassertropfen. „Es war ein Traum! Aus dem Dunkel kam ein Wagen mit Blunt gefüllt, Blut, dick wie gute Jauche. Ein Toter tanzte auf dem Blut ...“

„Zimt!“ Der Gemeindevorsteher winkte ab.

„Ich erkannte den Kutscher, es ist Kilian!“

„Mutter Grebuch, verdächtige nicht Leute ohne Beweise“, warnte Burghard.

„Kilian ist Kommunist,“ der Gutsbesitzer sprang auf.

„Er wohnt dem Tatort am nächsten, ich verlange eine Haussuchung,“ rief der abergläubische Förster.

[10:] Die Alte wischte die Nase mit dem Finger. „Gestern lag an seinem Tor eine krepierete Katze, sie war besprochen.“

Der Gemeindevorsteher zögerte, ein amtlicher Eingriff erschien ihm unstatthaft.

„Es handelt sich um einen Mord,“ sagte der Lehrer. Die Männer faßten nach Hüten und Mützen.

Kilian züchtete Schweine, er hatte zwei Pferde und Federvieh. Die Männer betraten den sauberen Hof, der Förster lief in die Remise. Aufgeregt kam er zurück.

„Die Alte hat recht, Sie werden sehen!“

Die Remise beherbergte einen braunen Kastenwagen, er war am Boden und an der Seite rot gefärbt.

„Hier hat das Opfer gelegen,“ flüsterte der Lehrer entsetzt.

„Der Schuft erschöß Geberts Sohn,“ knirschte der Förster.

Burghard wischte über die Flecke den Finger, witterte daran und sagte: „Es ist Blut, jetzt müssen wir die Bude durchstöbern.“

Kilian war nicht zu Hause, die Drei gaben der erschrockenen Bäuerin keine Erklärung; sie stöhnte über einen Hexenschuß. Burghard wühlte im Schrank, Christine, die Magd, sah ihm zu und versteckte das Küchenmesser nebst einer Kartoffel unter die Schürze. Der Förster fand im Korridor eine stark besudelte, blutige Hose.

„Was ist das?“ Er zeigte das befleckte Kleidungsstück der Bäuerin; hilflos schlug sie die Hände zusammen.

Der Förster besichtigte auf dem Vertikow die Nippes, schaute unter die Wandbilder, zwängte den starken Körper unter das Bett, betrachtete von allen Seiten das hervorgeholte Nachtgeschirr. Der Lehrer hatte Christine scharf beobachtet, faßte der Kreischenden unter die Schürze und entwand ihr Messer und Kartoffel; mißtrauisch betrachtete er das Messer, argwöhnisch zerschnitt er die Kartoffel. Burghard befühlte im Nebenzimmer das Sofa, er warf das Bett durcheinander und durchkramte das Wäschespind. In einer Kiste fand er einen in Papier gewickelten Gegenstand.

„Wir haben den Mörder! ...“ Triumphierend legte der Gemeindevorsteher den großen Revolver auf den Tisch; ein Parabellum, wie es Gendarmen tragen. Lauf und Griff waren blutig.

„Das Pulver ist noch zu riechen!“ Der Lehrer schnupperte am Revolverlauf. Die Weiber heulten.

Auf dem Tisch lag die Arbeiterzeitung, deren Abonnent Kilian war. Verächtlich, mit zwei Fingern wendete sie der Förster. „Kein Wunder, es sind Bolschewisten ...!“

Burghard packte die Beweise ein. Man suchte den Bauern vergeblich auf den Feldern, alle glaubten an seine Flucht. Der Gemeindevorsteher telefonierte nach dem Gendarmen, der zwei Dörfer entfernt wohnte. Die Glocken läuteten, denn seit dem Auflauf waren einige Stunden vergangen. Der Pfarrer kam vorbei und erkundigte sich; Tränen traten dem siebzigjährigen Greis in die entzündeten Augen. Er stopfte eine doppelte Prise in die blaueädrte Nase; Schnupftabak beruhigte sein Gemüt.

Er besuchte die Geberts.

Im Stall brüllten die ungemolkenen Kühe, sie waren noch nicht auf die Weide gelassen. Fiebernd lag die Gebert im Bett, ihre Tochter sorgte für kühle Kompressen.

[11:] „Bäuerin, großes Unglück kommt über dein Haus, wir müssen alle einmal sterben“, sagte der Pfarrer tröstend.

„Was haben wir verbrochen?“ Die Kranke war verzweifelt.

„Es ist Gottes Wille! ...“ Umständlich setzte er des Schöpfers weise Ansichten auseinander.

„Ein Filou ist er gewesen“, rief die Bäuerin, „gestern drehte er zwei Hühnern die Gurgel um, aber sonst war er ein tadelloser Charakter.“

„Wir werden heute in der Kirche an ihn denken ...“ Der Pfarrer entfernte sich leise.

In der Kirche wurde ein Trauergottesdienst abgehalten.

Burghard und die Zeugen warteten auf den Gendarmen. Der Gemeindevorsteher äußerte über Kilian seine Enttäuschung, er hatte ihn für einen ehrlichen Menschen gehalten.

„Wo gibt es unter den Kommunisten ehrliche Menschen ?... Sozialdemokraten wie sie, kann man vertragen! ... Kommunismus, das ist entsetzlicher als die Pest! ...“ Dem Gutsbesitzer lief ein Schauer über Hals und Rücken.

„Dolch und Revolver, das ist Kommunismus,“ meinte der Förster.

„Wenn ich zwei Latschen habe, muß ich einen abgeben, wie kann man Kommunist sein?“ Der Lehrer tat, als sollte er Frösche schlucken. Burghard füllte zum dritten Male die Likörgläser.

„Schade um die Schweinezucht, die Fleischpreise sind schlecht.“ Der Förster spielte auf Kilians Vieh an.

„Wird die Gattin das Dorf verlassen?“ Der Gutsbesitzer dachte an die Versteigerung des Gehöftes, er wollte einen billigen Ramsch machen. Mit saurer Miene würgte der hagere Lehrer den Likör, er schaute aus dem offenen Fenster, zerstreut steckte er das Likörglas in die Tasche.

„Er ist besoffen.“ Der Förster stieß die andern an.

„Wir plumpen ihn voll,“ lispelte der Gutsbesitzer.

„Dorfprofessor, trinken wir einen,“ rief Burghard. Der Lehrer hielt indes die Hand vor den Mund.

„Er kotzt! ...“ Amüsiert bearbeitete der Förster die Knie.

„Kotz in den Garten!“ Burghard stieß den Lehrer zum Fenster, er wehrte sich.

„Ich bin nicht besoffen!“

„Die Visage glänzt wie ein Regenbogen,“ wieherte der Gutsbesitzer.

„Gibt es Gespenster?“ Der bleiche Lehrer rieb die Augen.

„Gespenster? Natürlich!“ antwortete der Förster. Als der Lehrer auf die Straße zeigte, traten Alle ans Fenster.

„Brrrrr,“ Burghard gurgelte. Der Förster verdrehte die Augen, er vergaß mehrere Sekunden den Anstand.

„Meine Herren, es wird zum Rückzug geblasen.“ rief der Gutsbesitzer, er fühlte sich nicht beteiligt an der Blamage.

Geberts Sohn schlenderte mit Luis vorbei.

Vor der Kirche blieben sie stehen. Die Kirchentore wurden geöffnet, traurige Bäuerinnen kamen heraus, die Männer schnitten herbe Gesichter. Der Betrauerte stellte sich in Positur und rauchte stolz eine Zigarette. Weiber und Männer gafften, ein großer Kreis bildete sich um den Bewunderten.

„Du bist ja vom Himmel schon wieder retour? ... Ein riesenlanger Bauer pumppte erstaunt die Backen.

[12:] „Man hat mich rausgeschmissen! ...“ Den jungen Bauern hatte die Stadt längst bis ins Innerste verdorben.

Erschütterndes Gelächter beherrschte die Runde.

Gebert, der während der Andacht geweint, drängte in den Kreis, faßte des Sohnes Jacke und schrie: „Du Strolch, du Firlefan, übermorgen wollten wir dich begraben! ...“

„Schade um das Vergnügen, ist die Musik bestellt?“

„Für dich Schandkerl Musik? Stacheln sollen dir am Steiß wachsen! ...“

Die Papke lief in die leere Kirche und brüllte hinein: „Lazarus ist von den Toten auferstanden, er trägt Schlips und Kragen!“

Der Geistliche stürzte aus der Sakristei.

Unterwegs grientete Gebert über des strammen Sohnes Augenschatten, pffiffig blickte er ihn an. „Von Luis hast du fünf Mark gepumpt, wo ist das Geld? Bei Emilie bist du nachts gewesen.“

„Du warst früher ein toller Hengst, das ist Vererbung, verteidigte sich Gebert junior. Eine Bäuerin blickte sie verwundert an, der Alte schnitt eine Grimasse.

„Bah! ... Haben wir Hörner? ... Die Weiber, das ist ein Pack! Sie verdrehen einem den Verstand.“

„Emilie ist ein Prachtweib,“ sagte der Sohn anerkennend.

„Wie ist es denn gewesen? ... Schön? ...“

„Nach solcher Nacht kann man sterben,“ entgegnete der Sohn zufrieden. Seine Mutter war gesund, als sie ihn widersah.

Der Gendarmklärte boshaft die vier Wiesenkriminalisten auf. Nachts nach beendetem Spätdienst hatte er ein von Kilian gekauftes Schwein abgeholt. Das Tier rumorte während der Fahrt, die Klappe löste sich, und die zwei Zentner schwere Sau sprang vom Wagen. Wütend schoß der Gendarm hinterher, die Sau verendete auf der Chaussee. Kilian und der Gendarm warfen das blutende Tier auf den Wagen; den Revolver legte der Gendarm auf den Bock und vergaß ihn. Der Bauer entdeckte die Waffe auf der Rückfahrt und verwahrte sie in der Kiste.

Bei Kilians gab es Mittags Streit.

„Schaff mir die Kommunistenzeitung vom Halse, man hält uns für Verbrecher,“ schimpfte die Bäuerin.

„Du hast hohle Zähne und einen hohlen Keks! Die Politik mache ich!“

„Eine Haussuchung war gewesen.“ Sie war eingeschüchtert, er ließ nicht mit sich spaßen.

„Die Dorfobrigkeit hat sich unsterblich blamiert, den Pfarrer verewigen die Witzblätter ... Und die saudumme Blase soll ich fürchten! ...“ Er tippte an die Stirn.

„Die Gifteule sah mich nachts von ihrem Fenster, die Hunde schlugen an. Nächstens spucke ich ihr auf die Haube.“ Der Bauer goß einen roten Weinbrand ein, er liebte vor dem Mittagessen einen Schnaps.

„Hast du noch Aerger?“ fragte die besorgte Bäuerin.

Er wischte mit der Zunge die Lippen. „Unsinn! ... Willst du einen Schnaps?“

„Ja, mir ist kalt im Magen.“

Kilian reichte seiner Frau ein volles Gläschen, sie trank den Weinbrand mit Behagen.

*

[13:]

DER FALL PILNJAK UND DIE FOLGEN

O. BIHA

Worin besteht der Fall Pilnjak? Boris Pilnjak hat eine Novelle geschrieben, die viel Staub aufgewirbelt hat. Sie heißt: Mahagoni. Diese Novelle ist konterrevolutionär. Für die Arbeiterklasse (und das mögen sich die Herren von der „Voß“ bis zur „Weltbühne“, die weinerlich über das Unrecht klagen, das Pilnjak angetan wird, zu Gemüte führen) geht es nicht um subjektive Gefühle, sondern um reale Handlungen und ihre objektiven Folgen. Nun, was kann man über eine Erzählung sagen, die der Kadettenführer Miljukow in seinem weißgardistischen Pariser Blättchen „Poslednje Novosti“ als beweiskräftigsten Zeugen für die innere Schwäche der Sowjets, für die Unzulänglichkeit und Unfähigkeit der Arbeiterklasse, das Werk des Sozialismus aufzubauen, anführen kann? Nicht etwa mit Fälschungen und spitzfindigen Kommentaren. Durch Inhalt und Sinn der Erzählung! Nun, von einer solchen Arbeit kann man sagen, daß sie dem Werke der Revolution keineswegs nützt, sondern schadet.

In seiner Erzählung schildert Pilnjak das abseits von den großen Mittelpunkten der Revolution sich abwickelnde Leben eines Dorfes und seines grauen, mutlosen Zerfalles. Die treibenden Kräfte, die revolutionären Kämpfe an den politischen Fronten, wurden nicht in die Triebkräfte des wirtschaftlichen Aufbaues umgewertet. Die wenigen Kämpfer und Kommunisten, die in diesem abseitigen Neste leben, verkommen, ihre einstige revolutionäre Glut erkaltet und sie werden vom Alltag, von der Leere

und Ideenlosigkeit ihres Lebens korrumpiert, es bleibt nichts als Armut, Elend und Untergang oder die rettende Perspektive des Kulakentums – der segensreichen kapitalistischen Vergangenheit.

Vielleicht aber ist das alles wahr, vielleicht gibt es wirklich so ein Dorf irgendwo in den Grenzgebieten des Sowjetreiches? Ja, vielleicht!

Nun, wir sind für Wahrheit, für Selbstkritik, für Geißelung der Fehler, für Enthüllung der Schwächen. Aber wird nicht eine Teilwahrheit zur Lüge, wenn sie, herausgerissen aus der Gesamtheit, ohne die Zusammenhänge und Wechselwirkungen der grundlegenden Kräfte einer Zeit aufgezeigt wird?

Es gibt Grenznester und Dorfschaften, die Armut und Elend beherrschen. Aber gibt es einen Punkt auf dem fast unendlichen Gebiet der Sowjetunion, der nicht durch die phantastischen Errungenschaften der Revolution berührt wurde? Von dem unerhörten gigantischen Aufbauwerk des Sozialismus?

Wird nicht gerade durch dieses tiefste Elend, durch das erschreckendste Mittelalter wirtschaftlicher und seelischer Erbschaft des Zarismus erst der Gegensatz des Aufbauwerkes doppelt bewußt? Eines Geschehens, wie es in der Geschichte der Menschheit kein gleiches gibt!

Ja, Sabotage der Kulaken, Verrat von Abtrünnigen, Hindernisse und Gegenkräfte eines wirtschaftlichen Tiefstandes, aber demgegenüber das organisierte Werk der Arbeiterklasse, das mit elementarer Kraft den Prozeß der Umgestaltung vollführt.

Es gibt keine Handbreit auf diesem roten Erdteil, der nicht berührt ist von dem mathematisch genauen, fast fanatisch kühnen Weg des Fünfjahrplanes.

Hier liegt die Antwort an alle Kulturphilister, Idealisten und Metaphysiker, die in ihrer zagen Halbheit, in ihrem pazifistischen Wankelmut klaren Formulierungen aus dem Wege gehen. Hier liegt das Zerstörende in Pilnjaks Arbeit. Es ist kein zufälliger oder einzelner Fehler, sondern der konsequente Ausdruck einer Weltanschauung, wenn er das negative Detail, möge es noch so „wahrhaftig“ geschildert sein, ohne die Zusammenhänge und Wechselwirkungen des Gesamtsystems sieht. Es ist das Spiegelbild seiner ideologischen Einstellung, wenn Pilnjak heute eine Sowjetwirklichkeit schildern kann, ohne daß der Eifer und die Glut des allgemeinen Schaffens dieser Geburtsstunde einer neuen Welt auch ihn beschwingt. So wird seine Teilwahrheit zur Lüge, die objektiv schädigend das Werk der Revolution angreift.

Aber uns interessiert noch etwas anderes als der Einzelfall Pilnjaks: [14:] Uns interessiert das Symptomatische daran, und vor allem – seine Parallele außerhalb Rußlands.

Das Bestimmende in der Beurteilung und Bewertung jeder Produktion ist ihre Zweckmäßigkeit. Die geistige Produktion unterliegt den gleichen Gesetzen wie die materielle. Für uns sind Kunst und Dichtung keine metaphysischen, unkontrollierbaren Werte, sondern reale Größen im Kampf der Klassen. Die Literatur der Bourgeoisie hat die Aufgabe, der bestehenden Ordnung zu dienen, also als erhaltende konservative und gegenrevolutionäre Kraft zu wirken. Die proletarische revolutionäre Literatur hat dem entgegengesetzte Aufgaben. Ihre Methoden sind den Gesetzen der Dialektik entsprechend vor und nach der Machtergreifung des Proletariats verschieden.

Im Arbeiterstaat, also nach der Machtergreifung, erfährt der Begriff Kultur erhebliche Wandlung. Er verliert den Heiligenschein einer höheren Geistesdisziplin einer bevorrechteten Aristokratie und wird zum Entwicklungsmaßstab der revolutionären Verwirklichung.

Hier ist Kultur – und da müssen alle Kunst- und Literaturkräfte einsetzen – vor allem Organisation des kollektivistischen Produktionsprozesses. Amerikanisierte Intensität mit sozialistischer Planwirtschaft. Industrialisierung des Ackerbaus und Wachstum der Genossenschaften. Sozialistische Rationalisierung der gesamten Wirtschaft.

Beweiskräftigere Zeugen des Aufbauwerkes als die vollkommensten Gedichte und ergreifendsten Schicksalsberichte sind Traktoren und Turbinen, Bohrtürme und Hochöfen, Petroleumschächte und – die Verwirklichungsbilanz des Fünfjahrplanes.

Wie der namenlose Arbeiter an der Maschine und der Bauer im Millionenheer der Pflügenden mit eingerechnet ist im genau funktionierenden Mechanismus der sozialen Gemeinschaft, die am Aufbau-

werke schafft, ist auch der Dichter und Schriftsteller ein Tagelöhner am Werke, das im Entstehen begriffen ist, mit klar formulierten und scharf umrissenen Aufgaben und der Mitverantwortung an der planmäßigen Verwirklichung. Worin diese Aufgaben bestehen?

Indem er lernt und lehrt, schöpferische Kritik zu üben (jawohl, Kritik!) und Zeugenschaft abzulegen für das gigantische Geschehen der Zeit, und die Antriebsenergien der Ideen umzusetzen in die Sprache der dichterischen Gestaltung.

Vor der Machtergreifung durch die Arbeiterklasse sind die Methoden des revolutionären literarischen Schaffens komplizierter. Nur ein Ziel kann es für sie geben: Die proletarische Revolution. Diesem Ziel dient die revolutionäre Literatur, indem sie nur eines erstrebt, eine revolutionäre Waffe im Kampfe der Klassen zu sein.

Die proletarisch-revolutionäre Literatur wird von keiner göttlichen Muse inspiriert sondern von den Kampflosungen der Arbeiterklasse. Sie übersetzt die grauen Resolutionen der revolutionären Partei in die dichterische Sprache ihres Schaffens. Sie wirkt im harten, aufreibenden Kampfe des Alltags ohne den Dünkel einer höheren Berufung und einer außergewöhnlichen Wichtigkeit. Es ist die Kunst der Agitation und Propaganda des revolutionären Klassenkampfes. Und das zu sein, ist das höchste Verdienst wirklich revolutionären künstlerischen Schaffens.

Und noch eines folgt als Begleitumstand dieses Schaffens. Es wird schon vor der Machtergreifung in dieser Periode, die den größten Teil der revolutionären Energien im politischen Kampfe verbraucht, die proletarisch-revolutionäre Literatur wachsen und sich weiterentwickeln.

Hier ist der Trennungsstrich zu ziehen. Eine bewußte und unbedingte Unterscheidung zwischen den Schriftstellern, die teilnehmen an diesem positiven Ausbau der neuen proletarisch-revolutionären Literatur und den anderen, die nur mitgehen, als Ankläger und Kritiker der bürgerlichen Gesellschaftsordnung. Die sich also von der untergehenden bürgerlichen Ordnung zwar trennen, ohne aber Anschluß zu finden an die Bewußtseins- und Kulturkräfte der aufsteigenden proletarischen Welt.

Wie ,aber nach der Machtergreifung durch das Proletariat (praktisch in der Sowjetunion) irgendwo die Variante des sympathisierenden Mitläufers [15:] übergeht in ein objektiv gegenrevolutionäres Wirken (Pilnjak, Ehrenburg usw.), so ist auch vor der Machtergreifung dieses Mitläufertum oft nur ein Deckmantel für einen viel gefährlicheren verkappten Feind, der unter scheinrevolutionären Lösungen und radikalen Formen individual-anarchistische und reaktionäre Inhalte verbirgt, die manchmal so offen und endgültig zum Ausdruck gelangen wie bei Panait Istrati.

Diese Grenze zu ziehen und eine genaue Analyse der literarischen Mitläufer auf dem Kampfwege des revolutionären Proletariats zu geben, wird Aufgabe der nächsten Zukunft sein, und wir werden an dieser Stelle noch darauf zurückkommen.

So wird Pilnjak, der in der Sowjetunion von seiner hohen Funktion im Schriftstellerverband weggefeht und dessen gegenrevolutionäre Rolle klar aufgezeigt wurde, auch bei uns dieses Problem des Intellektuellen und Schriftstellers und seiner objektiven Stellung innerhalb der Klassenkämpfe ins Rollen bringen. Und wenn wir auch noch nicht die Macht haben, die Pilnjaks bei uns zu beseitigen, so können wir sie wenigstens entlarven und ihr wahres Gesicht enthüllen.

*

HITLERS INTELLEKTUELLE

JOSEF DÜNNER

An der Berliner Universität hat sich etwas ereignet. Die völkischen Studenten wollten tanzen. Um ihre Karten besser loswerden zu können, nannten sie das nicht einfach Studentenball, sondern „Universitätsball“. Und so etwas können sich Rektor und Senat der Hochschule einer demokratischen Republik natürlich nicht gefallen lassen. – Ein verbotener Ball ist doch sicher eine Demonstration wert. Nationalsozialisten ziehen geschlossen durch die Räume der Universität. „Deutschland erwache!“ Guten Morgen, der Herr Rektor erwacht aus amtlichem Schlaf. Er holt Zörgiebel. Zörgiebel sieht sich die Bescherung an, er hat hier nichts verloren, es sind ja keine Kommunisten, die randalieren. Man hat ein paar Juden verhauen, ein kommunistischer Student ist zu Boden geschlagen worden, immerhin Rache

genug dafür, daß man einen Ball nicht Universitätsball betiteln darf. „Lokalanzeiger“ und „Tag“ melden, ein Anschlagsbrett der jüdischen Studenten sei aus dem Gebäude herausgeworfen worden. – Aber am nächsten Tage konnte man feststellen, daß die Anschlagsbretter der jüdischen Verbände unangeastet im Vorraum hingen, nur das Brett der roten Studenten fehlte. Sollte das nur Zufall sein?

Wer sind denn die Führer der nationalsozialistischen Studentenorganisationen? Es sind dieselben, die in den Versammlungen der Hakenkreuzler die Wahlreden schwingen, dieselben, die die SA militärisch durchorganisieren, dieselben, die die Streikbruchkolonnen aufstellen. Sie sind auf die Universität gesandt, um aus den Reihen der Studenten, besonders der kleinbürgerlichen, mit der heutigen Republik unzufriedenen Schichten, die weißen Formationen aufzubauen. Unter Führung der Hitler und v. Epp dürfen sie wieder Soldaten spielen, wieder kommandieren, unter ihrer Führung bereiten sie den Bürgerkrieg für die Bourgeoisie vor. Als Noske zu den Fahnen rief, um die letzten Spuren der Revolution von 1918 zu beseitigen, da waren es Studenten, die in Scharen herbeieilten, den Stahlhelm aufstülpten und sich zu Werkzeugen der Konterrevolution machten, und wenn die SA Ueberfälle auf Arbeiterlokale veranstalten, nachts einen einzelnen Jungproleten niederknüppeln, dann sind es meist Studenten. – Wofür tun sie das alles? Die Führer für bares Geld und gute Posten. Die Geführten aber für den Nationalismus und für den Sozialismus, für den Nationalsozialismus. Südtirol ist eine sentimentale Angelegenheit. Wie sagt doch Hitler? Nur die Judenpresse kämpft für Südtirol. Denn die Judenpresse ist gegen Mussolini, den Herrgott der Faschisten. Hitler aber verzichtet auf die Deutschen Südtirols. Sollte die Judenpresse da nationaler als Hitler sein? Sollten etwa (die Bolschewisten in Italien, die auch in Südtirol für das Selbstbestimmungsrecht der Völker kämpfen, [16:] „deutsch“-freundlicher als der Führer des Dritten Reiches sein? – Gegen den Erbfeind Frankreich. Keineswegs. Der Erbfeind soll sogar das Hakenkreuz finanziert haben. „Nur gegen die Novemberverbrecher!“ lautet die Kampfparole.

Aber in einem Punkt sind die Nationalsozialisten wenigstens konsequent. Im völkischen Staat darf es keine Juden geben. Ausdrücklich erklärt der Arier Rosenberg, seines Zeichens Chefredakteur des „Völkischen Beobachters“, daß es der Fehler des Marxismus sei, „dem erfinderischen, produktiven Unternehmertum überhaupt den Kampf angesagt zu haben“, und er ruft die nationale Industrie, Landwirtschaft und Gewerbe zum Kampf gegen die internationalen Banksyndikate. Wer sitzt aber in dem internationalen Banksyndikat, genannt „Deutsche Bank und Disconto-Gesellschaft“? Der Jude Steintal? Nein, Emil Kirdorf, Mitglied der NSDAP, der „erfinderische produktive“ Kohlenindustrielle steht an der Spitze dieses Instituts „raffenden“ Kapitals. Das Hakenkreuz kämpft für das nationale Kapital, für die Borsig, Thyssen, Vöglar, Siemens, und da es von diesen Herren Geld kriegt, vergißt es, daß Krupp beispielsweise es war, der kurz vor Ausbruch des Weltkrieges England und Frankreich Kanonen und Munition verkaufen wollte, sicher nur aus nationalen Interessen – daß all die anderen durch tausend Fäden mit den verschiedensten Monopolverbänden des internationalen Kapitals verbunden sind.

Für den Sozialismus? Also für die Gewinnbeteiligung am Unternehmen. Für Korruption? Denn was ist es anderes, wenn man dem Arbeiter nur den halben Lohn auszahlt, die übrige Hälfte aber als Gewinnbeteiligung ihm unter der Bedingung aushändigt, daß er, nunmehr am Betrieb interessiert, mehr schuften müsse. Der Betrieb aber gehört ewig dem Unternehmer. Denn Hitler steht auf dem Boden des Privateigentums. – Hitler hebt die Kapitalisten, er hebt die seidenen Hemden, die Autos. Ohne 9-Zimmer-Wohnung, ohne Diener, ohne Dienstmädchen kann der deutsche „Arbeiter“-führer nicht leben. Seine soziale Frage ist gelöst. Ist das nicht schon der Sozialismus auf Erden? Und wenn die SA ihre Ueberfälle verdoppeln und verdreifachen, wenn die Hakenkreuzler Streikbruch üben, wenn sie sogar in den jüdischen Betrieben den doch gewiß „raffenden“ Unternehmer unterstützen – die Wohnungen der Hitler und Goebbels werden dann nur größer. Die Autos vermehren sich.

An der Berliner Universität gibt es nur eine Organisation, mit der sich Staat und Hochschulbehörde immer noch nicht befreunden konnten. Nur eine Organisation, die verboten ist. Die Kommunistischen Studenten. Sie haben auch einmal demonstriert. Nicht weil sie tanzen wollten, nicht um eines Universitätsballes willen, sie demonstrierten am 1. Mai, am Feiertag des revolutionären Weltproletariats, und seitdem hörte ihre Legalität auf. Das ist nun aber so im Staate der Sozialdemokratie. Rote Studenten werden schikaniert, kommunistische Studenten verboten. Das Hakenkreuz aber kann sich breitmachen. Zörgiebel und Oberst Heimannsberg verhaften nur Träger von roten Fahnen, für teut-

sche Runen haben sie vollste Sympathie. Und doch – sollte es nicht mal ganz nützlich sein, wenn ein paar Mitglieder der ebenfalls verbotenen Wehrorganisation der Arbeiterschaft, nur ein paar RFB.-Leute, so eine kleine Inspektionsreise durch die Halle der Alma Mater, dieser würdigsten aller Lehrstätten, unternehmen würden? Nur natürlich um sich mal die Herren mit den zerschlagenen „Gesichtern“ und dem Hakenkreuz auf der Brust näher anzusehen ...

*

[17:]

BISMARCK*

KURT KERSTEN

Und Bismarck – konnte er klagen, wenn man ihm jetzt den Strick drehte? War nicht alles, was in diesen Wochen geschah, nur eine Wiederholung seiner eigenen Methoden?

Wer hatte nicht Grund, vor ihm zu erscheinen und ihn anzuklagen? Er beklagte sich über Komödienspiel – mit wem hatte er es nicht toll getrieben? –, er beklagte sich über den Vorwurf des Landesverrats – und Arnim und das Zentrum, die Erzreichsfeinde – die Sozialdemokraten? Hatte er selbst nicht mit dem Landesverrat gespielt, als er mit Benedetti über das linke Rheinufer verhandelte? Wen hatte er nicht verächtlich beiseitegestoßen, erniedrigt, sobald er ihn nicht mehr brauchte – er wollte sich beklagen, daß man ihn im Stich ließ und verriet? Sein System hatte Schule gemacht – die, die ihn stürzten, waren seine eifrigsten, hitzigsten Anbeter gewesen, sie hatten die Kunst der Intrige, des Komödienspiels schlecht gelernt, aber sie waren seine Schüler und wiederholten ihre Lektion, wandten sie an, als sie mit dem Meister abrechneten.

Alle ließen ihn in Stich und rückten von ihm ab, aber er selbst hatte dieses System geschaffen, das ihm jene überragende Stellung verlieh, die ihn nur vom Monarchen abhängig machte –: damit hatte er zu Wilhelms Lebzeiten nicht gerechnet, daß Gedankenspäher, Einflüsterer je Einfluß erlangten. – Er war niemandem verantwortlich als dem Monarchen, aber er, der selber in allen Künsten der Intrige bewandert war, hatte nie gerechnet, daß es einmal gegen ihn ging. Die Macht, die er sich geschaffen hatte, wurde ihm selbst zum Verhängnis. Nie hatte er damit gerechnet, daß er einmal entbehrlich sein würde – jetzt war eine Situation da, in der er nicht nur gefährlich schien, sondern sogar überflüssig. Wenn er so rasch fiel, war nur die isolierte, überragende Position schuld, die er sich selbst geschaffen hatte, um zu herrschen. Der Erzroyalist hatte sich so eng mit der Krone verbunden gefühlt, daß er nie daran gedacht hatte, sich der Krone gegenüber eine Sicherung zu schaffen. Dieser Wahn hatte ihm das fast dämonische Selbstvertrauen eingeflößt; gerade in diesen letzten Monaten hatte er sich so unangreifbar, so fest gefühlt, weil er von neuem die Krone in Gefahr sah und im besten Glauben befangen war, nur er und seine Methoden könnten die Krone retten.

Aber die Krone brauchte ihn nicht mehr, man hatte eine Armee – ein anderes Instrument als im Jahre 1848 – und die Krone herrschte über ein Reich, in dem niemand zurzeit für Bismarck war. Die Fürsten waren nicht auf seiner Seite, weil sie sich ständig von ihm bedroht fühlten, und obendrein sein Sozialistengesetz nur Unruhe geschaffen hatte. Die Parteien im Reichstag waren nicht für ihn, weil sie sich immer nur als Werkzeuge behandelt sahen. Seine eigenen Klassengenossen, die Konservativen, ließen ihn im Stich, als er Verbindung mit dem Zentrum zu suchen schien, die Nationalliberalen hatte er gedemütigt – sollten sie jetzt auf seine Seite treten, wo er zum schärfsten reaktionären Kurs übergehen wollte? Dazu waren nicht einmal sie imstande. Er hatte alle verhetzt, ausgespielt, zum besten gehalten, verachtet und getreten – jetzt verließen sie ihn – seine Schuld, sein System, er war in der eigenen Falle gefangen.

* * *

Ein Besiegter verließ die Stadt, von der aus er 28 Jahre lang die Schicksale eines Staates bestimmt hatte. Besiegt in einem Krieg, der im Dunkel geführt war, Opfer eines Systems, das er selbst nicht nur bewundert, verherrlicht und gefestigt, sondern geschaffen hatte. Der sich als Retter anbot, wurde davongejagt.

* Aus dem demnächst in der „Universum-Bücherei für Alle“ erscheinenden Buch.

Aber man kann den Sturz Bismarcks nicht nur im Rahmen eines Intrigendramas sehen. Dann wären weder Mann noch Schöpfung so ungewöhnlich, daß es noch heute lohnte, solange bei diesen Frühjahrskämpfen zwischen der Krone und ihrem Sachwalter zu weilen, dann wäre der Fall Bismarck nur ein [18:] historisches Kammerspiel – an Zwischenfällen allerdings ebenso reich wie an dramatischen Steigerungen und Explosionen, dann könnte man in diesem Ausgang einer preußisch-deutschen Ministerherrschaft nur Symptome eines Regimes feststellen.

Die Kamarilla allein hätte wahrscheinlich Bismarck nie besiegt, nicht nur weil sie feige war und vor der Wirkung zitterte, die in der Öffentlichkeit der Sturz Bismarcks auslösen mußte – sondern weil sie von sich aus nur erbärmliche Winkelfehden zu führen vermochte. Kreaturen verrichten ihre Arbeit sinngemäß.

Als Bismarck im Januar plötzlich in Berlin erschien, weil das Sozialistengesetz bedroht war, hatten die Kreaturen allerdings den Ring geschlossen, standen die Bravos in den dunklen Nischen, hielten die Hauptleute ihre Finger pfißbereit am Mund – aber schon notierte sich der in die Enge getriebene Waldersee, über das Sozialistengesetz würde hoffentlich der Konflikt ausbrechen. Denn den Tropfen selbst fiel nichts ein, um den Konflikt mit Bismarck auf einer höheren Bahn auszutragen. Auch Wilhelm war nicht fähig, aus eigener Kraft den Angriff vorzutragen. Es wurde früher gesagt, daß sich die Kämpfe zwischen Kanzler und Kaiser, der nur ein Werkzeug gewesen ist, so abspielten, daß zwar die Öffentlichkeit ausgeschlossen war, aber unsichtbar der Hauptakteur stets in den Räumen zugegen war, in denen Intrigen gesponnen, Beschlüsse gefaßt wurden, Gegensätze aufeinander stießen. Immer erschienen, wie Banquos Geist, die Schatten der verfolgten, gehetzten, verurteilten, oft in den Tod gejagten Proletarier, wenn der Kronrat beisammen war, Holstein in seiner spießbürgerlichen Behausung geheimnisvolle Briefe an Waldersee sandte, wenn Wilhelm immer eben nach Bismarcks Weggang wie durch eine Seitentür Waldersee oder Verdy in sein Kabinett huschen ließ und mit ihnen über den alten Mann Witze riß.

Der Sturz Bismarcks war gewiß, als am Abend des 20. Februar die Stimmzettel in den Wahllokalen gezählt wurden. Man muß noch einmal hervorheben, wie stark der Kontrast zwischen beiden Lagern war: dort im Schloß, hier in der Wilhelmstraße: Intrigen, Ränke, Fallen, Verleumdungen, tückische Pläne, phantastische Staatsstreichpläne eines Bankrotteurs, der keinen andern Ausweg mehr sieht, als sein eigenes Werk zu zerstören, das mühsam und auf so zweifelhafte Art zustande gekommen war. Hier in den Arbeitervierteln: Ruhe, Geschlossenheit, Ernst. Kein Wahlkampf ist je so unauffällig in Erscheinung getreten wie dieser Feldzug der Sozialdemokratie im Winter 1890. Man hatte kaum eine Presse. Es gab nur geringe Möglichkeiten der Propaganda bei der Illegalität der Partei. Noch einmal muß man Mehring zitieren: „Das sozialdemokratische Zentralwahlkomitee, das diesmal aus Bebel, Grillenberger, Liebknecht, Meister und Singer bestand, veröffentlichte keinen Wahlauf Ruf. Seine Erlasse trafen nur praktische Anordnungen über die Prüfung der Wahllisten, über die Aufbringung der Wahlkosten, sie warnten vor Störungen gegnerischer Versammlungen, empfahlen strenge Sachlichkeit in der Führung des Wahlkampfes: ... die Taten der Gegner sind die wirksamsten für uns! Jeder klassenbewußte Arbeiter wußte, worauf es ankam; in ernstem Schweigen vollzog sich der Aufmarsch der Arbeiterbataillone. Sie waren entschlossen, einen harten Schlag zu tun und rechneten auf einen großen Erfolg, doch der 20. Februar übertraf weit ihre kühnsten Erwartungen.“

Es war ein überwältigender und entscheidender Sieg, ein Sieg über Bismarck, eine Niederlage seiner zwölfjährigen Anstrengungen, die Sozialdemokratie zu vernichten. Was bedeutete nun noch eine geplante Verschärfung des Gesetzes? Lag auf dieser Linie auch nur die Möglichkeit des Schattens eines ferne scheinenden Erfolges? Der Bankrott war da – Wilhelm und die Generale spürten, daß andere Methoden notwendig waren. In tiefer Sorge um die Armee, diese jetzt noch einzige wahrhafte Stütze des monarchistischen Systems, um die Kronen der deutschen Länder wichen sie vor den selbstmörderischen Plänen erschrocken zurück. Am 15. März eröffnete Wilhelm dem Fürsten, er wolle nicht Kartätschenprinz heißen wie sein Großvater, er wolle nicht bis an die Knöchel im Blut waten. „Wenn Ew. Majestät [19:] jetzt nachgeben“ – bemerkte der Kanzler –, „werden Sie noch viel tiefer hineinmüssen.“ Aber Wilhelm fürchtete sich. Nicht vor langer Zeit hatte er noch selbst erklärt, man müsse jeden Sozialdemokraten „über den Haufen schießen“. Aber das war vor dem verhängnisvollen Wahltag, und

auch bevor Bismarck mit seinen Staatsstreichplänen ihm einen Einblick in bisher ungeahnte Perspektiven gab –, eben die Staatsstreichpläne Bismarcks riefen das Gegenteil dessen hervor, was Bismarck gewollt hatte. Da sah man plötzlich klar, wohin der Weg führte, wenn man mit Bismarck weiterging. Es ging um Sein oder Nichtsein – und da entschloß man sich zum Einlenken, zu anderen Methoden –: vielleicht war es möglich, sich durch Reformen zu retten, durch jene Schutzgesetzgebung, deren Schicksal besiegelt war; sie war vor den Wahlen veröffentlicht, ihre Wirkung verpuffte, die Arbeiter höhnten darüber. Man mußte noch andere, größere Opfer bringen – den Mann stürzen, der allen Haß auf sich gelenkt hatte, der als der Typ des Sozialistentöters galt, und dessen ganze Tätigkeit vom ersten Tage seines Eintritts ins Öffentliche Leben nur der Vernichtung der Revolution gegolten hatte. Wenn man diesen Mann beseitigte, würde vielleicht das Vertrauen zur Krone wiederkehren.

Man suchte sich zu reiten, indem man den Menschen, der mit dem Etikett „Der Retter“ durch die Geschichte ging, in den Abgrund stürzte. Aber der Abgrund schloß sich nicht. Die Sphinx „soziale Frage“ war mit dieser Antwort nicht zufrieden. Schließlich war selbst Bismarcks Sturz im höheren Sinne nur ein Manöver, ein Betrugsversuch, der an der Logik der Geschichte selbst scheitern mußte. Die Klassenkämpfe gehen weiter trotz Wechsels der Methoden, trotz Austausches der Personen.

*

LITERATUR DES BETRIEBS

In Deutschland erscheinen regelmäßig über siebenhundert Betriebszellenzeitungen, die von revolutionären Arbeitern geschrieben, redigiert und hergestellt werden. Das ist die größte Zahl der Zeitungen, die eine einheitliche politische Ideologie vertreten, und die einen weitaus umfangreicheren Leserkreis haben als die Blätter irgendeines großangelegten Pressekonzerns.

Wir haben in der vorigen Nummer der „Linkskurse“ theoretisch die Bedeutung der Betriebszellenzeitungen auseinandergesetzt, ihre Entwicklung und ihre Ziele dargestellt. Nun zitieren wir, um ein praktisches Bild von ihnen zu geben.

„Die Rote Stapelfaser“,

die Betriebszellenzeitung der Stapelfaserfabrik Jordan & Co., Sydowsaue:

„In der Stapelfaserfabrik von Jordan & Co. produziert man Kunstseide, das Urprodukt für Strümpfe, Unterwäsche, Hemden usw. Die wenigsten der dort beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen sind sich bewußt, daß die gesamte Produktion mit einem Handgriff von Kunstseide auf Schießbaumwolle umgestellt werden kann.

Diese Tatsache muß angesichts der Kriegsrüstungen der deutschen Kapitalisten zum Bewußtsein der gesamten Belegschaft kommen. Gerade die Belegschaft der Stapelfaserfabrik muß sich ihrer Aufgaben bewußt werden, die sie im Kampfe gegen die imperialistische Kriegsgefahr zu erfüllen hat.

Schon jetzt, in ‚Friedenszeiten‘, leidet die Belegschaft ungeheuerlich unter der giftgeschwängerten Herstellungsweise und unter dem Antreibersystem der faschistischen Betriebsleitung und ihrer Lakaien. Wieviel größer wird die Ausbeutung, wieviel rücksichtsloser wird die Antreiberei sein, wieviel verbrecherischer werden die geringen hygienischen Schutzmaßnahmen außer Kraft gesetzt werden, wenn Deutschland für sich oder seine kapitalistischen Verbündeten Schießbaumwolle gegen die Proletarier in Sowjetrußland produziert. Dann werden die Beamten der Fabrikfeuerwehr nicht mehr mit dem Gummiknüppel, sondern mit Revolver und Maschinengewehr die Produktion ‚überwachen‘, dann werden die schon jetzt mit silbernen Tressen geschmück-[20:]ten Vorspinner und Meister den militärischen Vorgesetzten für die mobilisierte, in den Kriegsdienst gepreßte Belegschaft spielen wie in den Jahren 1914 bis 1918.

Das gilt es zu unterbinden!

Jetzt produziert man Rohkunstseide. Die Zellulose – der Rohstoff aus Holz – kommt aus angeschlossenen Konzernbetrieben, zum Teil auch aus dem Riesenbetrieb der Feldmühle, der harmlosen Papierfabrik in Kavelwisch.

Im Viskosebetrieb wird die Zellulose in einem Laugebad aufgelöst. Die aufgelöste Masse kommt durch eine Röhrenleitung in die Spinnerei. Am Ausgang der Röhrenleitungen sind Düsen ange-

schraubt, die die Masse in einem hauchzarten Faden in das sogenannte Mirabad – eine ausgeklügelte Giftlösung von Schwefel- und Salzsäure – pressen. Der Faden wird dann aufgerollt, herausgenommen und aufgehaspelt, getrocknet und zur Weiterverarbeitung – zum Färben, Zwirnen und Weben – in andere Fabriken geschickt.

Was heute Kunstseide ist, kann morgen durch einen Handgriff Schießbaumwolle werden. Es bedarf nur des Einschraubens einer anderen Düse, der Faden kommt etwas stärker heraus, die chemische Zusammensetzung der Säuren wird etwas geändert und das Kriegsprodukt ist fertig.

Es liegt an den Arbeitern, ob sie die neuen Düsen einsetzen, und, wenn sie von den faschistischen Lakaïen eingesetzt sind, ob sie die Masse in die Röhren pressen, ob sie die Zellulose im Viskosebetrieb auflösen, ob sie die Schießbaumwolle aufhaspeln, kurz – ob sie ihre Kraft dazu hergeben, daß mit ihrer Hilfe Tod und Unglück über ihre proletarischen Brüder in der Sowjetunion gebracht wird.

Die Kunstseidearbeiter von heute sind die Schießbaumwollhersteller von morgen, wenn sie es wollen. Sie sind es nicht, wenn sie schon heute zu bewußten Kämpfern gegen den imperialistischen Krieg werden.

Die Arbeit der Viskosearbeiter und vor allem der Spinner ist eine Qual. Die Giftdämpfe der Lauge aus den Mirabädern, aus der Schwefel- und Salzsäure sind durch noch so gute Ventilation nicht zu beseitigen. Sie schlagen sich auf die Augen, sie zerfressen die Fingernägel, die Kleidung und ruinieren die Gesundheit jedes Arbeiters nach kurzer Zeit.

Die halbe Belegschaft ist beim Augenarzt. Die famose Betriebskrankenkasse, die Ledigen ein Krankengeld von 2,50 Mark und Verheirateten von 3 Mark täglich zahlt, verlangt von den kranken Arbeitern, daß sie ein Zehntel der Arzneikosten selbst tragen.

Es ist an der Zeit, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen dieser Giftbude endlich erwachen ...“

* * *

„Mouson-Parium“,

Betriebszeitung für die Belegschaft Mouson & Co., Frankfurt a.M. Eine Arbeiterin schreibt:

„Nach außen hin wird von unserer Firma große Reklame gemacht, was für einen modernen und mustergültigen Betrieb sie besitzt. Extrafilme werden gedreht, um der staunenden Mitwelt zu zeigen, wie sauber bei uns alles fabriziert wird, um dem Bourgeoisdämchen und Modepüppchen zu beweisen, daß die Mouson-Cremes und Mouson-Seifen einwandfreie Mittel sind, um ihre Langeweile und ihre Bedürfnisse damit befriedigen zu können.

Aber wie bei dieser Produktion Proletariermädels ausgebeutet werden, welche Zuchthausmethoden angewandt werden, um diese Ausbeutung immer mehr zu steigern, was für eine Hölle unser ‚moderner Musterbetrieb‘ für uns Proletariermädels in Wirklichkeit ist, wie wir schuften und wie wir uns schikanieren lassen müssen, um die Mittel zur ‚Schönheitspflege‘ der besitzenden Klasse zu produzieren, über alles dies liest man in keiner Reklame und sieht man nichts in den Filmen unserer Ausbeuterfirma.

Alles dieses ins richtige Licht zu rücken und aufzudecken, alle die Meister und Aufpasser, Vorarbeiterinnen und Kontrolleusen, welche uns schikanieren, anzuprangern, das wird jetzt und in Zukunft dieses ‚Mouson-Parfum‘ be-[21:]sorgen, zwar nicht zum Nutzen unserer Ausbeuter, aber um die Kollegen und Kolleginnen zum Kampf gegen dieses System, ihnen den Weg zu zeigen zur Erringung besserer Lebensbedingungen, ihnen Kampfgenosse zu sein in den kommenden Auseinandersetzungen zwischen dem Kapital und dem Proletariat. Kurz, diese Zeitung soll das Sprachrohr aller Ausgebeuteten von Mouson & Co. sein.“

* * *

„Agfa-Blitzlicht“,

Betriebszeitung der I. G.-Farbenindustrie A.-G., Werk Treptow, hat eine glänzende Idee. Verschiedenen Kollegen hat der Zeitungskopf nicht gefallen. Was macht die Redaktion? Sie läßt den Titel ein

großes Fragezeichen umrahmen und schreibt Preise aus für die drei besten Ideen zu einem neuen Kopf. Natürlich werden alle Einsendungen streng vertraulich behandelt.

Unter dem Titel „Trulala“ lesen wir folgende saftige Verhöhnung des Werksports:

„(Von unserem Mitarbeiter aus der Direktion.)

Bei der ‚Agfa‘ existiert auch ein Werksportverein. Dieses Produkt der Werksgemeinschaftspolitik zum Blühen zu bringen, ist bisher gescheitert. Arbeiter sind glücklicherweise nicht Mitglieder, von den Angestellten nur eine kleine Gruppe. Durch Leichtathletik, Handball, Tennis- und Rudersport bleiben die Angestellten in der notwendigen gelenkigen Verfassung, um vor der Direktion tiefe Bücklinge machen zu können. Schweigen wir über die Leistungen dieses merkwürdigen Sportvereins. Seine ‚Rekordliste‘ zeigt den Viktor als Inhaber von sechs Rekorden, jedenfalls, weil kein Zweiter da war. Rauch, Schröder sind zweifache Rekordinhaber, während Schuldt, Tietz, Molderdieck und Oehmann je einen ‚Rekord‘ haben. Viel mehr Mitglieder scheint der Verein nicht zu zählen. Aber im Saufen scheint man tüchtig zu sein. Am 14. September fand in Budachs Festsälen die Abschlusssauferei statt. Ueber dieses Fest lesen wir in den ‚Monatsnachrichten‘ u. a. folgendes:

‚Sollte etwa von (den unzähligen ‚Stiefeln‘, die am Kunstseidetisch geleert wurden, ein Fluidum fabelhafter Stimmung auf alle übergegangen sein?

... Leider, leider war das Vergnügen um 2 Uhr schon viel zu früh zu Ende, und setzte man den Tanz auch noch auf dem Bahnhof und selbst in der Eisenbahn fort. Ja, es soll sogar Leute gegeben haben, die noch länger ‚irgendwo‘ blieben und dann, laut Mitteilung der Warenhausfirma Tietz, sich mit dem Expreßdienstauto dieses Hauses in ihre heimischen Gefilde expedieren ließen. Aber dieses nur streng vertraulich! Hoffen wir, recht bald wieder vergnügt zu sein und dann wieder auf ein neues Trulala.‘

Am Freitag, dem 11. Oktober, fand wieder ein Ringelpiez der Tennisgruppe statt, zu der die Herren nur im dunklen Anzug erscheinen durften. Hoffentlich haben sich dort die Leuten wieder sehr gut amüsiert und schon vorher das Tietz-Auto bestellt. Schwarze Anzüge waren nur deshalb vorgeschrieben, um zu verhindern, daß etwa die minderbemittelten Angestellten am sogenannten ‚Fest‘ teilnehmen konnten. Die Sorge war umsonst. Jeder Arbeiter und Angestellte, der etwas auf sich hält, bleibt nicht nur dem Verein, sondern auch seinen sogenannten Vergnügungen fern.

Stärkt den Arbeitersport!“

* * *

Ueber das Werkspitzelsystem schreibt in der

„**Knochenmühle**“,

der Betriebszellenzeitung der Werftproleten von Blohm & Voß, Hamburg, ein Kollege:

„Daß in Amerika und England aus jedem nur erdenklichen Anlaß Wetten abgeschlossen werden, ist allen Kollegen bekannt. Doch den Rekord hat unzweifelhaft ein Feuerwehrmann von Blohm & Voß geschlagen, indem er mit [22:] einem Arbeitskollegen eine Wette abschloß, daß er ihn beim Rauchen erwischen wolle, und daß der 3 Mark bezahlen muß, der die Wette verliert. Es handelte sich nicht um eine freundschaftliche Wette, sondern um eine bitter ernste, die mit der Entlassung des Kollegen endete. Er wurde nicht deshalb entlassen, weil er geraucht hat, sondern weil die Firma ihn unbedingt los sein wollte. Also die Wette beginnt: Wochenlang beobachtet und bespitzelt der Feuerwehrmann den betreffenden Kollegen. Wie sein Schatten folgt er ihm überall, auf das Schiff, durch Gänge und Winkel. Doch der Kollege denkt nicht ans Rauchen. Er arbeitet im dunklen Schiffsraum, nur durch das Mannloch zugänglich. Eines Tages – schon stundenlang hatte der Kollege gearbeitet – sieht er jemanden in einer Ecke lauern. ‚Wat mokst du denn do?‘ fragte er. Darauf kam der gewinnsüchtige Feuerwehrmann hervor. Er sagte: ‚Sie sind ziemlich standhaft, aber ich kriege Sie schon. Wieder gehen Tage und Wochen ins Land. Eines Tages kommt Freund Scheini wieder. Den will ich mal foppen,‘ denkt der Kollege und holt die Pfeife aus seiner Tasche. Freudestrahlend wittert der Feuerwehrmann endlich einen Erfolg seiner Bemühungen. Er sagte: ‚Jetzt habe ich Sie. Sie haben ge-

raucht!‘ Alle Erklärungen und Beteuerungen des Kollegen, daß er nicht geraucht habe, sind vergeblich. Der Feuerwehrmann prüft die Temperatur der Pfeife und stellt fest, daß sie warm ist; also: der Mann hat geraucht. Daß eine Pfeife auch von der Körperwärme warm sein kann, glaubt er nicht. – Meldung. – Entlassung wegen Rauchens!

Kollegen! Solche Methoden der faschistischen Feuerwehrleute zeigen, was die Arbeiterschaft von diesen Tagedieben zu erwarten hat.“

* * *

Das war ein kurzer Ausschnitt. Wir werden ihn ständig vergrößern. Aber schon er zeigt die unerhörte Aktivität und Wichtigkeit dieser Zeitungen im Kampf um die Eroberung der Betriebe.

Ihre Entwicklung und Verwurzelung im Leben des Betriebes spiegelt sich nicht nur in der reinen Betriebsberichterstattung wieder. Denn darüber hinaus formen die namenlosen Redakteure und ihre Mitarbeiter Erlebnisse im Betrieb in unterhaltender Form. In Gedichten, Erzählungen, ja sogar in kurzen Fortsetzungsromanen schildern sie Unterdrückung und Kampf, nicht allgemein, sondern aus dem Gesichtsfeld ihrer Tagesarbeit. Die Szenerie ist der Betrieb. Die ‚Helden‘ ihrer Romane sind die bekannten Gestalten, die dort unterdrücken und unterdrückt werden. Zweifellos liegt hier ein Keim der jungen, wachstumsfreudigen Literatur des revolutionären Proletariats.

*

REVOLUTIONÄRE ZEITSCHRIFTEN IN KAPITALISTISCHEN LÄNDERN

„*New Masses*“, *Newyork*. Herausgeber: *Michael Gold*.

Im Mittelpunkt der Novembernummer steht eine Szene aus einem proletarischen Schauspiel „Werftnigger“ von Paul Peters, in der mit realistischer Kraft das Leben der Schwarzen und ihre Probleme dargestellt werden. Margaret Larkin erzählt die Geschichte der Ella May, einer Revolutionärin aus dem Gastonia-Prozeß. Ed Falkowski berichtet in einer farbigen Reportage von den Bergwerken des Ruhrgebietes und dem Leben der deutschen Kumpels. Scott Nearing gibt in einem Artikel „Die Schmiede der Sowjets“ einen Ueberblick über die Entwicklung des sozialistischen Aufbaus im Fünfjahrplan. Upton Sinclair schreibt einen Brief über proletarische Kunst. Gedichte von Frederic Cover, A. B. Magil sowie eine Reihe aktueller Film-, Buch- und Theaterkritiken beschließen das Heft dieser Zeitschrift, die die radikalste Gruppe der revolutionären amerikanischen Literatur umfaßt. Louis Lozowick, William Siegel u. a. steuern Malereien, Schnitte und Zeichnungen bei, die bei „*New Masses*“ regelmäßig von hoher revolutionärer und künstlerischer Wirkung sind.

[23:] „*Monde*“, *Paris*. Herausgeber: *Henri Barbusse*.

Die letzte Nummer bringt einen Beitrag von Hendrik de Man über die „Krise der sozialistischen Lehre“. S. M. Eisenstein schreibt über den Film des Tages, Ernst Glaeser über die Aufgaben des Schriftstellers in der Gegenwart. In der Fortsetzung einer Enquete über Zola und die junge Generation ergreifen Marcel Arland, Elian J. Finbert und Georges Dupeyron das Wort. Die Fortsetzung und das Ende einer Erzählung von Upton Sinclair und eine große Reihe von Film-, Theater- und Buchbesprechungen sind zu erwähnen.

„*Monde*“, *Skandinavische Ausgabe*.

Der Oktober bringt eine Sondernummer über Aufbau und Verwirklichung des Sozialismus im Fünfjahrplan der Sowjetunion. In einer Reihe gutgewählter ökonomischer, politischer und kultureller Artikel wird das gewaltige Werk beleuchtet. Wenn auch Name und Herausgeber übereinstimmen, unterscheidet sich die skandinavische Ausgabe erheblich von dem französischen „*Monde*“.

„*Senki (Kampffahne)*“, *Tokio*. Herausgeber: *Gemeinschaft der proletarischen Künstler- und Schriftstellerorganisationen Japans*.

Die letzte uns vorliegende Nummer, die in Japan verboten wurde, bringt eine politische Auseinandersetzung der Kommunistischen Partei Japans mit den reformistischen Arbeiterorganisationen. Von literarischen Beiträgen heben wir hervor die Erzählung „Der Jungarbeiter“ von J. Nakano, die die

Ausbeutung jugendlicher Arbeitskräfte und die illegale Organisation zur Bekämpfung des Werkfascismus schildert. Es folgt ein Kapitel aus dem Roman „Die Straße ohne Sonne“ von N. Tokunaga, worin die Entwicklung eines Streiks unter Führung der revolutionären Gewerkschaften dargestellt wird. Beiträge über den Gastonia-Prozeß und die Ostchinafrage beleuchten aktuelle weltpolitische Fragen. S. Teruya schreibt über die Ausbeutung der proletarischen Frauenmassen; zur Illustration dienen Auszüge aus den Tagebüchern einer Textilarbeiterin, einer Schaffnerin und einer Benzintankwärterin. Es gibt noch eine Reihe weiterer revolutionärer Zeitschriften in Japan. Die „Senki“ steht uns jedoch ideologisch am nächsten.

„*Kreisa Fronte*“, Riga. Herausgeber: *Linards Laicens*.

Die Novembernummer dieser einzigen fortschrittlichen Zeitschrift im faschistischen Lettland bringt Beiträge von E. Froß, O. Jankus und Linards Laicens über das Aufbauwerk des Sozialismus in der Sowjetunion. F. Demens schreibt über revolutionäre Kunst und Theater. Eine Besprechung des Falles Pilnjak steht neben Erzählungen, Berichten und Skizzen.

„*Nova Literatura*“, Belgrad. Herausgeber: *P. Bihaly und B. Gavella*.

Im Mittelpunkt der letzten Nummer steht der neue Sowjetfilm „Die Generallinie“, über dessen Entstehung die Regisseure Eisenstein und Alexandrov berichten. W. Dragin enthüllt an Hand eines kürzlich erschienenen Werkes der gefeierten serbischen Universitätsprofessorin Ksenija Atanasijevic die reaktionäre Rolle der bürgerlichen Philosophie. Eine Erzählung von V. G. Calderon und eine Reportage von T. Fjodin sind hervorzuheben. Kulturkritische Glossen und ein Ueberblick über die internationale revolutionäre Literatur nebst guten Bildbeilagen von Masereel, Schlichter und Roger Prat beleben die Nummer. In der Kulturchronik finden wir einen Brief des Herausgebers an Gerhart Pohl über die Rolle des „Schriftstellers in dieser Zeit“, in dem zum Schluß programmatisch gesagt wird: „Wir wählen die ‚Linkskurve‘ – und Sie, Gerhart Pohl, gehen immer weiter den Weg des Kompromisses.“

Wir werden diese Zeitschriftenschau fortsetzen.

*

[24:]

GLOSSEN – MITTEILUNGEN – BERICHTE

VON DER BAVARIA BIS ZUR FREIHEITSSTATUE

Der verlorene Sohn Ernst Toller hat heimgefunden ins Vaterhaus aller obdachlosen Ideen, in die Bourgeoisie. Der „Dichter von europäischem Ruf“ ist nach den Vereinigten Staaten gefahren, um sich huldigen zu lassen. Als später Nachzügler aller schon einmal drüben gewesenen, gut eingeführten Auslandsvertreter schwarzrotgoldener Kultur, die da ihren Provisionssatz erhöhen wollten, indem sie Börsenmaklern von Goethe vorschwärmten und deren Gattinnen weismachten, der Kurfürstendamm sei sozusagen ein kleiner Broadway. Ganz genau: Um bei einer Aufführung von „Masse Mensch“ mitanwesend zu sein, um einen dortigen Arbeiterverein mit dem obligaten Portiönchen Reformistenideologie zu beglücken, und drittens, um dem PEN.-Club einen Anstandsbesuch abzustatten. Und was ist nun also passiert?

Man hat Toller angesichts der Freiheitsstatue, die freilich eine warnende Aehnlichkeit mit der Münchener Bavaria aufwies, noch ehe man von Bord gelangte, polizeilich sistiert und nach Ellis Island verschleppt. In die dort befindliche Quarantänestation der Insolvenz, dieser in den Augen eines amerikanischen Bourgeois allerschrecklichsten und -gefährlichsten Seuche. Es wurde ihm dabei „nicht einmal erlaubt, die Pressevertreter zu sprechen“, man stelle sich vor! Und all das, nicht weil er kein Geld hatte, Gott bewahre, sondern weil es der Einwanderungsbehörde gefiel, ihm, bevor er landen durfte, „eine befriedigende Erklärung über seine Tätigkeit in der Münchener Räterepublik“ abzufordern. Es bestehe da ein Gesetz, hieß es, demzufolge Individuen, die „für den Umsturz bestehender Ordnungen durch Gewalt eingetreten seien“, dem Gelobten Land fernzubleiben hätten. Und Toller ... je nun, man liest in New York eben eifrig die Scherlpreise.

Die selbstverständliche Folge war: Bei Ullstein, Mosse und Stampfer sträubten sich sofort die geschätzten Federn, weil man sich so etwas einfallen ließ einem Dichter gegenüber, „dessen aktive

politische Betätigung nun volle zehn Jahre zurückliegt“. Es sei geradezu lächerlich, den als Bolschewisten hinstellen zu wollen, „der er übrigens gar nicht ist“, meinte der „Vorwärts“. Ullstein und Mosse sahen hingegen schon wieder die kaisertintenblaue Internationale der Presseschmöcke in ihrem Bestande gefährdet. Sie appellierten leise flennend an die „Kultur“ und erteilten erst später, als alles vorbei war, und als auch der „Vorwärts“ aufatmend berichten konnte: „Tollers Festhaltung ein Mißverständnis“, gut bemessene Lektionen pseudodemokratischer Sittenlehre. Denn nicht die Gastonia-Morde, nein: die Behelligung eines Literaturagenten der deutschen Bourgeoisie wäre möglicherweise angetan, den diesbezüglichen Geist der Eintracht, den Eckener und Schmeling mühevoll desilliert hatten, zu versauen.

Was aber tat Toller selbst? Toller selbst war empört. Der Oberbefehlshaber von Dachau deklarierte: „Er sei kein Kommunist. Ueberhaupt glaube man, die Jugend sei radikal, wenn sie Geist besitzt. Präsident Wilson selbst sei es gewesen, der das deutsche Volk aufgefordert habe, seine Staatsform zu ändern.“ Und nach anderer (ebenso trüber, aber das Trübe womöglich noch klarer widerspiegelnder) Quelle: „... es sei ihm unverständlich, weshalb man in seiner Vergangenheit herumwühle. In seiner Jugend sei er, wie die meisten anderen Menschen, radikal gesinnt gewesen; seither habe er zehn in alle Kultursprachen übersetzte Dramen geschrieben und habe aller politischen Betätigung schon lange abgeschworen.“

Hauptsache also: Hoppla, wir leben! Wozu nur diese albernen Beschränkungen der persönlichen Freiheit eines „unabhängigen Künstlers“, als den sich Herr Toller bezeichnet und dessen Beschränktheit schon dafür bürgt, daß nichts Ungehöriges vor-[25:]kommt! „In Italien“, wimmert die Tante Voß, „und in England habe der Dichter Toller Vorträge gehalten“, und niemand habe dabei an ihm Anstoß genommen. Abscheulich: Den verdächtigt man also, Geist zu besitzen, weil er zufällig einmal eine radikale Gesinnung bekundet hat; „wie die meisten anderen Menschen“, versteht sich, wenngleich freilich damals mit tausendfach tödlichem Ausgang. Bringt es etwa das Photomodell für illustrierte Blätter, Bernard Shaw, nicht auch glänzend fertig, zugleich Mussolini, Pilsudski heiße Liebesgrüße zu senden und trotzdem „unabhängiger Künstler“, Hofnarr der mitteleuropäischen Bourgeoisie und Sorgenkind aller Linksliberalen zu sein? Das alles ist nämlich unter einen Fabier-Schlapput zu bringen.

Wenn die Gerüchte, denen zufolge der deutsche Gesandte in den Vereinigten Staaten sowie (ein famoser Einfall!) die deutsche Dichterakademie Herrn Toller die Ungefährlichkeit und Loyalität gegenüber der herrschenden Klasse unverzüglich zu attestieren beliebten, nicht nachweisbar wahr sein sollten, dann schadet das nichts, denn sie sind, davon abgesehen, Argumente einer weit tieferen Wahrheit. Nämlich der über die eigentliche Klassenzugehörigkeit eines solchen „unabhängigen Künstlers“.

Wer mehr über die Materie Toller erfahren will, lese das kürzlich erschiene Buch Wollenbergs „Als Rotgardist in München“, den Bericht eines Augenzeugen, damals Infanteriekommandeur an der Dachauer Front. Ein verteuft unangenehmes Buch für den ehemals Unabhängigen und heute „unabhängigen Künstler“ Toller, der – ein wahrer Thersites – wohlbehalten dem Räteabenteuer entkommen sollte, dem tausende Münchner Proleten zum Opfer fielen. Und wie glaubt man nun, daß er darauf reagiert? Wie muß er, wenn die Sache ihre Richtigkeit haben soll, auf dieses Buch reagieren? Preisfrage mit kinderleichter, selbstverständlicher Lösung: Durch die „Neue Bücherschau“ Gerhart Pohls. Dort heißt es im 10. Heft: „Ein Mitarbeiter hat Ernst Toller nach seiner Ansicht darüber gefragt und folgende Antwort erhalten.“ Bilanz: Diese „unabhängigen Künstler“ halten sich für nach ihrer Ansicht gefragt, wenn die Arbeiterklasse sie unter Anklage stellt und von ihnen Rechenschaft fordert. Gerhart Pohl hält aber dieses Verfahren für richtig, indem er es anwendet. Wir endlich, um auch noch zu Wort zu kommen, bewundern restlos diese verblüffende Logik des Renegatentums und fordern nun wirklich keinen weiteren Beweis mehr der Tatsache, daß die verlorenen Söhne der Bourgeoisie allemal rechtzeitig wieder heimfinden in das Vaterhaus, welchem sie in ihrer Jugend entliefen.

Friedrich Reifferscheidt.

*

AUTOBUSLINIE IN DIE EWIGE SELIGKEIT

Das Moskauer Leben hat einen raschen Puls, und viele seiner großen und neuen Begebenheiten und Tatsachen flögen unbemerkt an dir vorüber, fändest du nicht unversehens ihr Spiegelbild in den kleinsten und gewöhnlichsten Dingen wieder ...

Da liest du in den Zeitungen lange Berichte über die „Propagandawoche gegen Kirche und Alkohol“; da siehst du an allen Häuserecken, in allen Amtsräumen, an allen Straßenbahnwagen (die Plakate mit der Losung „Schnaps und Religion sind die größten Feinde des sozialistischen Aufbaus. Willst du den Sozialismus, verjage die beiden!“; da begegnest du den langen Zügen der Schulkinder, die heute, am Lohnntag, zu den Großbetrieben hinausmarschieren, um ihre Väter zu bitten, auf dem Heimweg nicht in den Branntweinschenken einzukehren; da triffst du unvermutet an der Tür des Ladens Nr. 43 der Konsumgenossenschaft „Kommunarde“ einen der fünf ewigen Bettler, die sonst immer um die Kapelle der iberischen Mutter Gottes herumgelungert und knauserige Gläubige beschimpft haben (und erinnerst dich, daß man ihnen ja gestern nachts „ihr“ Heiligtum abgetragen hat) ...

Da kennst du dich mit einem Male in einer wohlbekannten Stadtgegend nicht mehr aus, weil statt zweier schmaler Gassen und einer weizengelben Kirche mit blauem Zwiebeldach nur mehr ein glatter, leerer, asphaltierter Platz da ist ...

[26:] Da siehst du einer Maurerbelegschaft zu, die soeben an der Mauer einer Kapelle ein Baugerüst errichtet, um – wie es auf einem frisch angeklebten Zettel heißt – ‚dieses 'herrenlose ehemalige Gotteshaus einem öffentlich-nützlichen Zweck zuzuführen‘, das heißt, es in einen Arbeiterklub umzuwandeln ...

Da siehst, hörst, beobachtest du all dies; registrierst es auch richtig in deinem Gedächtnis (Rubrik: Propagandawoche gegen Kirche und Alkohol!) – und doch kommt dir erst so recht zum Bewußtsein, was hier geschieht (daß nämlich ein uralter Kult, eine weltumspannende Religion, eine Kultur, eine ganze alte Welt zur Grube fährt), wenn du an der Tür einer kleinen Kirche unweit der Tatarenmauer eine Kundmachung, mit Schreibmaschinenschrift auf gelbes Kanzleipapier geschrieben, gelesen hast:

„Kundmachung!

Der heilige Synod bringt den Gläubigen zur Kenntnis, daß das heilige wundertätige Bild der Iberischen Mutter Gottes sich in der Kapelle im Hofe der Nikolsker Kirche (Chlynowsker Sackgasse, unweit des Nikitsker Tores) befindet.

Gottesdienst: 8-10 Uhr.

Jeden Abend, acht Uhr, feierlicher Gottesdienst mit Wasserweihe. Vergebung der Sünden!

Straßenbahnlinien Nr. 15, 16, 18, 22, 26.

Autobuslinien: 2, 4.“

Auch im Wassertropfen spiegelt sich die Welt – die neue Welt in ihrer ganzen sieghaften Größe.

F. C. Weiskopf

*

ZWEI ENTWICKLUNGSWEGE

In der „Literarischen Welt“ vom 4. Oktober schreibt Herr Eggebrecht fachmännisch: „Die Entwicklung dieses Autors (gemeint ist Renn), der sich jetzt völlig in den Reihen des Kommunismus eingliedert hat, gehört zu den wesentlichsten Erscheinungen, die wir in den nächsten Jahren erleben werden. Ob sich hier einmal ein harter, lebendiger Geist innerhalb der unerbittlichen Organisation wird behaupten können? Mancherlei frühere Exempel schienen uns die Unmöglichkeit solcher Einordnung bewiesen zu haben.“

Dennoch aber klopfte er gönnerhaft (natürlich nur literarisch) Renn auf die Schulter: „In jedem Falle verdient die Ehrlichkeit und Konsequenz des ehemaligen adligen Generalstabsoffiziers aufrichtige Sympathie, selbst wenn man ihm keine glückliche Prognose für seinen Weg zu geben wagt.“

Auf Ihre Sympathie, Herr Eggebrecht, wird verzichtet! Jedoch scheint uns die Entwicklung von Generalstabsoffizieren zum revolutionären Kämpfer innerhalb der Reihen des Proletariats im direkten

Gegensatz zu Ihrer eigenen Entwicklung zu stehen, der Entwicklung vom „Revolutionär“ zum Literaturagenten kleinbürgerlicher Schmocks.

*

METAMORPHOSE

It's a long way von Moskau über Berlin nach Paris ... Was da nicht alles passieren kann. – Es passiert auch. Vor allem solchen sensiblen Reisenden, wie es russische Spitzenfilme sind. Schon bis Berlin haben sie erheblich Blut verloren; aber in Paris, nach langwierigen Behandlungen durch Zensoren, Polizeipräsidenten und Filmverleihern, sind sie kaum wiederzuerkennen: wichtige Glieder sind amputiert, innere Organe geschickt herausgeschnitten, die Namen gefälscht.

Es gibt eine Methode, durch 50 m Schnitt und 20 winzige „Textänderungen“ einem Film seinen Charakter zu nehmen. Zum Beispiel: wo es sich (im „Dorf der Sünde“), um das beschlagnahmte Eigentum eines Bourgeois handelt, heißt es im Untertitel: „unbewohntes“ Schloß usw. Eine feine Methode. „Sturm über Asien“ erscheint auf der Pariser Leinwand als historische Anekdote. Die Erhebung der unterdrückten Mongolei gegen den britischen Imperialismus – ist zu einer Revolte gegen irgendeinen General Petroff degradiert worden! Reg' dich nicht auf, liebes Publikum von der Place de l'Opera: eine Wildwestszene im Fernen Osten. Geht uns nichts an.

Der dritte Patient, der russisch „Das gefangene Land“ heißt, befindet sich zur Zeit noch in Behandlung. Berlin ließ sich von ihm nur unter dem [27:] Namen „Gelber Paß“ den Gaumen kitzeln. Paris macht ganze Sache. Dort wird er nächstens laufen unter dem Titel: „Eine gefallene Frau“! Die Herren verstehen, den Ton anzugeben!

Nicht auszudenken, was noch Neues im Westen passieren kann. Die Amerikaner werden russische Filme rückwärts abdrehen – – –

*

SPALTENSALAT

Im Durchschnitt gerechnet hat jeder Bürger der USA im Laufe des Jahres 1927 etwa 35 Kilogramm bedrucktes Zeitungspapier vorgesetzt bekommen. Die Produktion von öffentlicher Meinung ist drüben also knapp 100 Prozent höher als bei uns; aber nicht allein deswegen spielt die amerikanische Presse eine größere Rolle im Lande. Sie hat ihre Leser fest an der Strippe. Was sie sagt, gilt als Wahrheit (und sei's auch nur ein Körnchen), sie ist, Ullstein in der hundertsten Potenz, das „Bildungs“mittel der breiten Masse; was in ihren Spalten steht, wird gelesen.

Und was steht in ihren Spalten? Die Antwort auf diese Frage finden wir in einer Doktorarbeit, die in der School of Journalism der Columbia- Universität gemacht wurde. Da hat sich ein junger Journalist die drei größten demokratischen Zeitungen Newyorks vorgenommen, die „Times“, die „World“ und den „American“, und hat mit dem Zollstock gemessen, welche durchschnittliche Spaltenlänge diese drei Blätter täglich den verschiedenen Gebieten zuweisen. Nichts kennzeichnet besser den Charakter der amerikanischen Presse als die nachfolgenden Proportionen:

Die „Times“ (bzw. „World“ und „American“) bringen täglich über Ernährung 53 Zentimeter (74,55), über Religion 83 (85,14). Verbrechen und „Unsittlichkeit“ nehmen mit 216 (280,287) Zentimetern schon einen ganz anständigen Platz ein, aber an die „Korruption im öffentlichen Leben“, die täglich 483 (455,372) Zentimeter verschlingt, reichen sie doch nicht heran. Das Interesse für auswärtige Politik beträgt bei den „Times“ 379 Zentimeter, während es beim „American“ sogar nur mit 76 befriedigt wird. Gegenüber Kino und Bühne, denen zusammen 398 (186,262) Zentimeter gewidmet werden, kommt die Erziehung mit 76 in den „Times“ und gar nur 5 im „American“ wahrlich schlecht weg. Und wenn es der „Innenpolitik“, der Domäne des Unternehmertums im Kampf gegen Bolschewismus und Arbeiterbewegung, mit 724 Zentimetern (230,145) auch besser geht; über allen Wipfeln ist Sport: 940,655 und 563 Zentimeter. Ja, so sieht es aus im amerikanischen Blätterwald! Pro Jahr und Hirn 35 Kilogramm davon. Mahlzeit! Und wie steht es eigentlich bei uns? Stasy.

*

VATER UND KIND

Am Steuer seines schweren Wagens, bei 130 Stundenkilometer, läßt sich Erich Maria Remarque, der Verfasser des Rekordbuches „Im Westen nichts Neues“, einem Interviewer des Ullstein-Verlages, der sein Buch herausgebracht hat, also vernehmen: „Die Menschen sollten verstehen lernen, daß ein Buch zum Autor steht wie ein Kind zum Vater. Und ist es erst einmal draußen in der Welt, so werden Autor und Werk, Vater und Kind, zu getrennten Persönlichkeiten und haben keinen inneren Kontakt mehr. (!) Wenn ein businessman ein gutes Geschäft macht, so bringt er ja auch nicht den Rest seines Lebens damit zu, darüber zu schwatzen. Die Sache ist für ihn erledigt, er geht daran, neue, und, wie er natürlich hofft, noch bessere Geschäfte zu machen. Ich glaube, Schriftsteller täten gut daran, dieses Beispiel nachzuahmen.“

Neue Sachlichkeit: dem Geschäftsmann Remarque aus der Literaturbranche ist eine Spekulation glänzend gelungen. Nun will er neue, noch bessere Geschäfte machen. Wird er auch diesmal die Konjunktur richtig analysieren?

P. Br.

*

BÜRGERLICHE DRAMENFÄLSCHER

Werte Genossen!

Auf dem Umwege über (deutsche Provinzblätter erfuhr ich, daß mein Bühnenwerk „Konstantin Tirjochin“ unter dem gefälschten Titel „Roter Rost“ auf einer Leipziger Bühne aufgeführt wurde.

Ich weiß, daß die Quelle dieser Aufführung, mit der ich nicht das [28:] geringste zu tun habe, die Berliner Bühnenagentur „Drei-Masken-Verlag“ ist, die sich erlaubte, die Aufführungsrechte des Stückes nicht von mir oder meinem Berliner Vertreter, sondern von der englischen Uebersetzerin zu „erwerben“ und mein Bühnenwerk nicht aus dem russischen Original, sondern aus einer englischen Uebertragung „übersetzen“ zu lassen. Dazu muß man aber wissen, daß schon die englische Uebersetzung nicht aus dem russischen Original, sondern aus einer französischen Uebertragung zusammengestellt und zurechtgestutzt wurde. Der Text, den der Drei-Masken-Verlag für die deutschen Bühnen für gut genug hält, ist also eine Uebersetzung aus dem Russischen ins Französische, aus dem Französischen ins Englische und aus dem Englischen ins Deutsche.

Jeder, der nur eine Ahnung vom anständigen Uebersetzerberuf hat, wird wissen, daß auf diese Weise, wenn der deutsche Uebersetzer, Herr Hans Reisiger, ein noch so großer Sprachkünstler wäre, nur eine Verballhornung und Verstümmelung meines Bühnenwerkes entstehen konnte. Für dieses Machwerk, das jetzt auf den Bühnen Deutschlands unter meinem und des Genossen Usspenskijs Namen serviert wird, können wir als Verfasser überhaupt keine Verantwortung übernehmen.

Ich spreche jetzt nur von der künstlerischen Schurkerei, die mit mir begangen wurde und erwähne gar nicht – was für mich aber das Ausschlaggebende ist –, daß auf dem Wege der vielen „Uebersetzungen“ mein revolutionäres Werk ins Gegenrevolutionäre umgebogen wurde, um damit eine Antisowjetpropaganda zu betreiben. Das interessiert doch die sauberen Herren, die ihre unsauberen Hände in diesem schmutzigen Spiel haben, sehr wenig. Ich bin auch nicht in der Lage, dem Drei-Masken-Verlag den guten Glauben einzuräumen, da mein Berliner Vertreter die Firma noch rechtzeitig auf das literarisch Unmögliche ihres Vorhabens aufmerksam machte. Trotz der Warnung und trotz meiner Bereitwilligkeit, die durch den krummen Weg des Drei-Masken-Verlages entstandenen „Unkosten“ zu tragen, d. h. trotz meiner pazifistischen Bereitwilligkeit, Taschendieben, die mich in der Elektrischen bestohlen haben, die Fahrtspesen zu ersetzen, beharrte der Drei-Masken-Verlag auf sein vermeintliches Recht, einen Text, gegen den (der Verfasser protestierte, in Umsatz zu bringen, und verkroch sich hinter das lächerliche „Argument“, durch den „Erwerb“ des englischen „Urtextes“ ein Manuskript in der Hand zu haben, das in Deutschland „Rechtsschutz“ genießt. Ich bin aber gar nicht der Meinung, daß für gestohlene Taschenuhren, wenn (dem Hehler der Ursprung der Taschenuhr mitgeteilt wurde, Besitzerrechte überhaupt entstehen könnten.

Ich verstehe sehr gut, daß einer bürgerlichen Agentur ihre raffenden Geschäftsinteressen über alles gehen, und daß sie die geistigen und moralischen Autorenrechte – der Schutz des Inhalts und der

Ideologie eines Werkes – absolut nichts angehen; dennoch bin ich überrascht, da ich die falsche Meinung hatte, daß nur kleine Diebe das Ausplündern russischer Autoren hinter dem Schirm (der nicht existierenden Berner Konvention verstecken, die größeren aber solche geistige und materielle Taschendieberei verschmähen.

Ich weiß, daß ich in den kapitalistischen Ländern, wo so viel über Autorenrecht geschwätzt wird, juristisch vollkommen wehrlos bin, ich ersuche Euch aber, jene deutsche Öffentlichkeit, die dafür noch Aufnahmefähigkeit besitzt, über diesen widerwärtigen Fall der geistigen Vergewaltigung zu informieren.

Mit kommunistischem Gruß

Wladimir Kirschon.

Moskau, 19. November 1929.

*

DER 6. DEZEMBER

Der Bund Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller muß im Kampf gegen Kulturreaktion und Zensur in vorderster Reihe stehen. Denn gerade seine Mitglieder werden von den Streichen der Kulturreaktion am empfindlichsten getroffen. Aber nur in Verbindung mit der breiten Masse der Arbeiterschaft und des proletarisierten Mittelstandes wird er diese Aufgabe erfüllen.

Reden und papierne Proteste sind [29:] wertvolle, aber ungenügende Waffen. Wir müssen zu organisierten Kämpfen schreiten. Gemeinsam mit der Ifa, der Interessengemeinschaft für Arbeiterkultur, wollen wir in Berlin zum erstenmal am 6. Dezember in der Front sämtlicher Kulturorganisationen der revolutionären Arbeiterschaft aufmarschieren. Der Kampf gegen die Serie kulturreaktionärer Gesetze, gegen die Zensur auf dem Gebiete des geschriebenen und gesprochenen Wortes, des Theaters, des Films und des Radio ruft alle Mitglieder unseres Bundes, der Mitbegründer der Ifa ist. Wir werden dafür sorgen, daß unsere Losungen auch in dem riesigen Aufmarsch gehörig zur Geltung kommen.

*

AN DEN BUND PROLETARISCHREVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER

Werte Genossen!

Wir ersuchen Euch, zur Kenntnis zu nehmen, daß der Vertreter des Internationalen Büros in Deutschland und Redakteur des „Wjestnik Inn. Lit.“ der Gen. Johannes R. Becher ist. Er ist von uns beauftragt, eine Kommission zu bilden zum Zweck der zentralen Prüfung und Weiterleitung aller deutschen Manuskripte an das Internationale Büro. Einzelsendungen an das Internationale Büro können nicht mehr angenommen und beantwortet werden. Dem Internationalen Büro ist es infolge der Anhäufung der Arbeit in allen Sektionen unmöglich geworden, auch die Pflichten zu übernehmen, die in allererster Linie die Sektionen selbst zu erfüllen haben. Briefe und Beschwerden sind durch dieselbe Stelle zu leiten. An uns gerichtete Briefe werden wir zur Bearbeitung dorthin zurücksenden müssen.

Mit kameradschaftlichem Gruß

Internationales Büro für Revolutionäre Literatur.

Moskau, 5. November 1929.

*

BÉLA ILLÉS: GENERALPROBE, INTERNATIONALER ARBEITER-VERLAG

Was war die ungarische Räterepublik? War sie eine Regierung von Räubern und Mördern, wie sie die heutige Horthy-Regierung nennt, die selbst eine blutige mittelalterliche Gewaltherrschaft ist? War sie der unverantwortliche Versuch, zur falschen Zeit und auf einem viel zu kleinen Raum den Sozialismus durchzuführen, wie die Sozialdemokraten sagen? In diesem Buch von der ungarischen Revolution erkennst du gerade, was Horthy verflucht, und welchen Betrug und welche Schuftigkeiten die Sozialdemokraten vollführten, um die ungarische Revolution zu erdrosseln. Das ist hinreißend erzählt, nicht im verquatschten Stil spätbürgerlichen Verfalls, der einen von nichts überzeugt, als daß

der Schriftsteller überflüssig ist. Béla Illés überzeugt einen, daß die Revolution kommen muß, und wie sie kommen muß. Ungarn, das verhältnismäßig kleine Land, liegt zwischen Deutschen, Serben, Rumänen, Ukrainern, Polen, Tschechen an einer der unruhigsten Stellen Europas. Das macht eine der Schwierigkeiten seiner Revolution aus. Das zeigt aber auch, welche Schwierigkeit ein Sowjetungarn der Einkreisung der Sowjetunion entgegensetzen würde. Und dieses Ungarn hat die Generalprobe der proletarischen Revolution gehabt. Sie ist nicht gelungen. Das Proletariat wurde besiegt. Nun kennt es seine Fehler. Ein zweites Mal gelingt sie. Lest, es ist wichtig!

Die Uebersetzung ist nicht immer einwandfrei. Man sollte bei einem so schlichten, kräftigen Buch Redensarten, wie „das Bett hüten“, vermeiden. Solche kleinen Unzulänglichkeiten können aber dem Buch nicht schaden, weil es ein großer Wurf ist. Dieses Buch ist in Rußland ein Erfolg wie bei uns Remarque. Es hat längst die halbe Million überschritten. An jedem Kiosk und jeder kleinsten Eisenbahnstation liegt es aus

Ludwig Renn

*

GEORG W. PIJET: DIE STRASSE DER HEMDENMÄTZE

Das erste Heft der Serie „Landfahrer-Buch“ (Preis 50 Pf.), gleichzeitig das erste Buch Pijets. Zwei Ausschnitte aus dem Leben von Arbeiterkindern, eingefangen durch Proletarieraugen und zu Erzählungen geformt (durch einen proletarisch-künstlerischen Gestaltungswillen. Wahr in der Zeichnung der Personen [30:] und der Atmosphäre; aber leider etwas flüchtig in der stilistischen Formulierung und nicht scharf genug in der Betonung der revolutionären Tendenz.

In der Erzählung „Die Kinder der grauen Häuser“ bleibt diese Tendenz hinter den sexuellen Problemen der Pubertät ganz versteckt. Die tragische Dumpfheit des Ausganges, die Lösung der Frage in einer speziellen und nicht in einer allgemein-charakteristischen Form wird bedingt durch die Tatsache, daß diese Kinder mit der Arbeiterbewegung nicht in Berührung kamen, daß für sie die sexuellen Fragen die Totalität des Lebens bedeuteten. Dies im Gegensatz zu der klassenkämpferisch aufgeklärten Jugend, bei der sie auf das richtige Maß gebracht sind und bewußt nur als Erscheinungen einer physiologischen Uebergangsstufe betrachtet werden.

„Die Proviantkolonne“ ist nach ihrer Problemstellung der anderen Erzählung überlegen. Zwölf Jungens streikender Bergarbeiter ziehen aus, um in benachbarten Bauerndörfern Lebensmittel zu sammeln und dadurch den Kampf ihrer Väter zu unterstützen. Aber sie begehen den Fehler, daß sie den wahren Grund ihres „Bettelns“ verschweigen; daß sie den reichen Bauern ein Unglück vorschwindeln; daß sie im wahrsten Sinne des Wortes eine opportunistische Politik betreiben. Auf diese Weise entgeht aber dem Schriftsteller die Möglichkeit, auch das Dorf und die Stellungnahme der einzelnen Schichten der Landbevölkerung zum Kampf der Industriearbeiter im revolutionären Lichte schildern zu können.

Hans Tingl hat das Buch illustriert. Er beherrscht die Technik des Holzschnittes, klammert sich jedoch zu sehr an naturalistische Einzelheiten. Dadurch werden die Blätter mit unwesentlichen Strichen überladen und eine klare Schwarzweißwirkung beeinträchtigt.

Mit dieser – nötigen – Einschränkung in unserer Kritik begrüßen wir das Buch und die Absicht des Verlages: die proletarische Literatur zu propagieren, auf das wärmste.

N. P.

*

„BERLIN-ALEXANDERPLATZ“

Warum nur soviel Aufregung um dieses neue Buch von Alfred Döblin! Dieser zugegeben selten geschickte Autor – wäre das Schreiben ein Handwerk wie Kuchenbacken, er bekäme ein Innungsdiplom – hat unglaublich mit einem Titel provoziert. Tatsächlich aber hat das Buch weder mit Berlin noch mit dem Alexanderplatz auch nur das geringste zu tun. Kaschemmen gibt es nicht nur in der Münzstraße, und das Zuhälter- und Prostituiertenmilieu sieht in allen Spelunken der Welt genau so aus.

Der Autor hat eine Romanfigur erfunden, Franz Biberkopf, der aus dem Gefängnis kommt und im Kampf gegen sein „Schicksal“ sich bemüht, ein „anständiger“ Mensch zu werden. Was nach des

Autors Vorstellung ein „anständiger“ Mensch ist, wird nicht gesagt. Dem Autor kommt es auch in diesem Buch auf etwas ganz anderes an. Und an diesem entscheidenden Punkt – dem Willen des Verfassers – wollen wir ansetzen.

Döblin hat in diesem Buch seiner offen erklärten Feindschaft gegen den organisierten Klassenkampf des Proletariats unverhüllten Ausdruck gegeben. Soweit überhaupt bei ihm von politisierenden Arbeitern die Rede ist, sprechen sie nicht die Sprache des klassenbewußten Arbeiters, sondern einen Kaschemmenjargon. Döblin macht den bewußten Versuch, den Typus des Arbeiters unserer Zeit, der durch die politischen und ökonomischen Auseinandersetzungen mit dem Kapital zu einer ausgeprägten scharf umrissenen Gestalt geformt wurde, mit einem Zynismus sondergleichen zu verhöhnen und lächerlich zu machen. Er stellt diesem Massentypus, der das politische und kulturelle Problem der gegenwärtigen Epoche darstellt, einen erfundenen, mystischen, unaufgeklärten Franz Biberkopf, den „guten Menschen“, gegenüber und isoliert ihn bewußt von den Klassenkampfaufgaben des Proletariats.

Unter einer geschickten Maske verbirgt dieses Buch einen reaktionären und konterrevolutionären Angriff auf die These des organisierten Klassenkampfes. Es ist nicht zufällig, wenn [31:] Döblin in einem Buch über den „Alexanderplatz“ kein Wort über die blutigen Auseinandersetzungen mit der Schupo findet. Das Polizeipräsidium hat Döblin „übersehen“...

Das Buch erhärtet für uns nur den Beweis der Tatsache, daß die sogenannten „linksbürgerlichen“ Schriftsteller eine politische Gefahr für das Proletariat bedeuten, der wir die schärfste Aufmerksamkeit zuwenden müssen.

Klaus Neukrantz.

*

M. G. K.

Im Verlag von K. F. Koehler ist ein neues Kriegsbuch erschienen, das ich allen Leuten mit Humor sehr empfehlen kann. Ich pflege meinen Freunden Stellen daraus vorzulesen. Nach einer halben Minute geraten sie in Wut, aber nicht etwa weil der Inhalt sie aufregt, sondern weil es Maß an Dummheit gibt, auf das man nur so reagieren kann. Dieses Buch heißt M. G. K. und ist von dem bekannten Stahlhelmführer Franz Seldte geschrieben. Ganz kleine Prisen genügen von diesem Niespulver, z. B. aus dem Erlaß Seiner Majestät des Kaisers von Sylvester 1914: „In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt.“ Komisch müssen die Schiffe ausgesehen haben! – Eine andere Perle: „Das einmal Austauschkönnen der Erfahrungen, Erlebnisse und Hoffnungen ließ die Dürftigkeit des kahlen Raumes vergessen.“ In der Tat: dürftig, aber weniger der Raum als die Schriftstellerei. L. R.

* * *

Die Jugendstunde am Radio, die zu einer Zeit angesetzt ist, in der die Jungarbeiter, also der entscheidende Teil der jugendlichen Hörerschaft, im Betrieb steht, ist nach ihrer ganzen Aufmachung eine reaktionäre Einrichtung. Der „Jugendhörerkreis der Funkstunde“ hat es sich zur Aufgabe gemacht, Vertretern der proletarischen Jugend zu einer Tageszeit, in der auch werktätige junge Menschen hören können, zum Wort zu verhelfen. Schließt euch uns an! Sendet eure Adressen an den „Jugendhörerkreis der Funkstunde“, Berlin SW 48, Friedrichstraße 235, Aufgang 2 II.

* * *

Der in der „Roten Fahne“ abgedruckte, wertvolle Kriegsroman „Des Kaisers Kulis“ von Theodor Plivier erschien soeben im Malik-Verlag, Berlin. Wir werden in einer ausführlichen Kritik in der nächsten Nummer der „Linkskurve“ darauf zurückkommen.

* * *

BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER

Sekretariat: Berlin-Lichtenberg, Kielböckstr. 121. 11-13, Freitags 11-13 und 16-19 Uhr. Sprechzeit:
Nur Dienstags Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin, Nr. 503 59.

BERLIN

Mittwoch, den 11.12.: Mitgliederversammlung (Ausweis erforderlich). Organisationsbericht.

Donnerstag, den 19.12.: Arbeitsgemeinschaft: (Thema wird noch bekanntgegeben.)

Die Veranstaltungen finden im Lokal „Zur Sonnenuhr“, Am Oberbaum 3, statt. (Hochbahn Osthafen.)
Beginn 20 Uhr.

Achtung!

Freitag, den 6.12. Kundgebung gegen Kulturreaktion. Treffpunkt des Bundes um 18 Uhr 15
Min. am Bülowplatz.

Adressenänderung! Achtung!

Vom 5. Dezember ab ist die Adresse des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller und der
„Linkskurve“: Ludwig Renn, Berlin-Lichtenberg, Kielböckstraße 1 a I (nahe Bahnhof Frankfurter
Allee). Das Sekretariat wird dorthin verlegt. Anschriften nur an diese Adresse! Die neue Tele-
phonnummer wird in der nächsten „Linkskurve“ bekanntgegeben.

[32:]

ASSOCIATION REVOLUTIONÄRER BILDENDER KÜNSTLER

(Hauptgeschäftsstelle: Max Keilson, Berlin NO 55, Zelterstr. 58 a.)

Anfragen und Auskünfte in den einzelnen Ortsgruppen sind an folgende Adressen zu richten:

Köln a.Rh.: Peter Pfaffenholz, Köln-Vingst, Hinter dem Heßgarten 2.

Essen: Rich. Malin, Essen, Spichernstraße 10.

Halle: Martin Knauthe, Halle a. d. S., Landwehrstr. 3.

Leipzig: Gregor M. Kallenbach, Leipzig C 1, Roßplatz 7. Atelier 74.

Hamburg: Otto Gröllmann, Hamburg 33, Wiesendamm 15.

Königsberg i. Pr.: Hans Preuß, Königsberg i. Pr., Kalthöfstraße 37 c.

Berlin: Hier wird eine Ausstellung kleineren Umfanges zu Weihnachten vorbereitet mit dem Motto:
„Friede auf Erden.“

Am Schluß des Semesters der Marxistischen Arbeiterschule wird geplant, eine Ausstellung von Schü-
lerarbeiten zu veranstalten. Alle Mitglieder werden aufgefordert, die Veranstaltungen im Monat De-
zember zu besuchen und sich während der Ausstellungszeit zur Verfügung zu stellen: Aus dem Reich:
Wir können berichten, daß die Arbeit in den einzelnen Ortsgruppen vorangeht, und daß man dort
schon dazu übergegangen ist, feste Organisationen zu gründen. Ebenfalls ist zu verzeichnen, daß von
den einzelnen Ortsgruppen eine Reihe von Veranstaltungen vorgesehen worden sind. Wir ersuchen
nochmals alle Mitglieder, uns Notizen und Artikel einzusenden, damit wir sie in der „Linkskurve“
veröffentlichen können. Außerdem fordern wir diejenigen auf, die seit längerer Zeit nicht die „Links-
kurve“ und die Organisationsnachrichten erhalten haben, an die Adresse von Keilson zu schreiben.

*

ROTE STUDENTENGRUPPE DEZEMBERPROGRAMM:

DEZEMBERPROGRAMM:

Mittwoch, 4. Dezember: Genosse Karl August Wittfogel: Natur und Gesellschaft.

Mittwoch, 11. Dezember: Diskussionsabend: Revolution und Evolution.

Mittwoch, 18. Dezember: Diskussionsabend: Kriegsdienstverweigerung oder Umwandlung des imperialistischen Krieges in den Bürgerkrieg.

Sonntag, 8. Dezember: „Bunter Abend.“ Agitproptruppe und Musik.

Alle Veranstaltungen: 20 Uhr, im „Bundeshaus“, Ziegelstraße 30.

Alle unsere Veranstaltungen stehen jedem Interessenten offen.

Arbeitsgemeinschaften:

Jeden Freitag: Marxistische Arbeitsgemeinschaft. Genosse Duncker.

Jeden 2. Montag: Pädagogische Arbeitsgemeinschaft.

Jeden 2. Donnerstag: Juristische Arbeitsgemeinschaft.

Jeden 2. Dienstag: Medizinische Arbeitsgemeinschaft.

Jeden 2. Sonnabend: Literarische Arbeitsgemeinschaft.

Zusammenkünfte und Veranstaltungen (der Agitproptruppe werden jeweils bekanntgegeben.

Wochenprogramm der RSG jeden Sonnabend in der „Welt am Abend“ unter „Vereinsnachrichten“.

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jeden Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pf., das Jahresabonnement 3,– M. Sie wird im Auftrag des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Andor Gabor, Kurt Kläber, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth- Golßenau), Berlin-Lichtenberg, Kielböckstr. 1 a I. Verlag: Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin-Lichtenberg, Kielböckstr. 1 a I. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25. Gedruckt: „Peuvag“, Filiale Friedrichstadt-Druckerei, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28.